Magazin des Soldaten HEFT 9 • SEPTEMBER 1968 • PREIS 1 MARK

ARMEE Rundschau

ZWISCHEN WECKEN UND ZAPFENSTREICH

Einer sammelt Briefmarken, der andere baut Windmühlen aus Streichhölzern, der dritte spielt Mundharmonika. Unteroffizier K.'s Hobby war nützlich und von besonderem Vorteil für die Genossen seiner Einheit. Mit Leidenschaft und Geschick handhabte er Schere und Kamm. So wurde er der Figaro der Kompanie – zur vollsten Zufriedenheit aller. Daß er sein Hobby einmal sehr nutzbringend in der militärischen Ausbildung anwenden könnte – indirekt zwar –, ahnte allerdings niemand, am wenigstens er selbst.

Der Zugführer gab das Thema der Taktik-Ausbildung für den nächsten Tag bekannt: Der Zug in der Verteidigung. Nach der Befehlsausgabe rief er Unteroffizier K. zu sich. „Ein Extraauftrag für Sie: Sie kundschaften die Verteidigungsstellungen aus, natürlich unauffällig, unbemerkt. Wie – das ist Ihre Sache. Lassen Sie sich etwas einfallen!"

Und K. ließ sich etwas einfallen.

In der Nähe befand sich ein FDGB-Schulungsheim, und oft waren die jungen hübschen Gewerkschafterinnen beim Sonnenbad auf der Wiese neben dem Heim anzutreffen. Darauf baute K. seinen Plan auf.

Eine Perücke hatte unser Amateur-Friseur sich selbst gebastelt. Bisher hatte er sie beim Kostümfest oder im Kabarett benutzt, jetzt wurde sie zum wichtigsten Requisit bei der Erfüllung seines militärischen Auftrags. Ein Bikini, am Abend schnell noch besorgt, vervollständigte seine Verkleidung.

Betont zwanglos ließ er sich so kostümiert unweit der „gegnerischen" Stellung nieder. Für die Soldaten in ihren Gräben war das sich sonnende „Mädchen" offensichtlich eine willkommene Ablenkung. Natürlich verließen sie nicht ihre Stellung. Steinchenwerfend und mit neckischen Zurufen machten sie auf sich aufmerksam, während Unteroffizier K. sich nicht beeindrucken ließ und unauffällig und in aller Ruhe seine Beobachtungen machte. Der Zugführer, vom Anstand aus mit dem Doppelglas das muntere Spielchen beobachtend, amüsierte sich köstlich und dachte sich seinen Teil.

Wochenlang war diese Kundschafteraktion in der Einheit im Gespräch, und daß sich die Steinchenwerfer über einen Mangel an „freundlichen" Bemerkungen nicht beklagen brauchten, muß sicher nicht besonders erwähnt werden.

Wi.

Illustration: Harri Parschau

POSTSACK

Unsichtbare Waffen

In unserer Klasse diskutierten wir über die sowjetischen Atom-U-Boote. Wir wären sehr froh, wenn Du uns einiges über die Boote mitteilen würdest.

Ralf Unterspann, Magdeburg

Ein modernes Boot dieser Klasse trägt mehr als ein Dutzend ballistischer Raketen und besitzt Energiereserven für eine 5–7malige Erdumrundung. Bei einer Unterwasserverdrängung von über 8000 t erreicht es Unterwassergeschwindigkeiten von 40 Knoten und mehr und hat damit seine Uberwassergeschwindigkeit überholt. Tauchtiefen bis 500 m erreichend, verbringen die kernkraftgetriebenen Boote über 95 % der Fahrzeit und des Bereitschaftsdienstes in den Meerestiefen und verharren hier in Startpositionen. Ihr Einsatz erfolgt als strategisches Waffensystem, welches Ziele bekämpft, die mehrere tausend Kilometer vom Abschußort entfernt sind.

Kurs aufgezeichnet

Die AR hat einen großen Teil dazu beigetragen, daß ich mich verpflichtet habe, nach Erwerb des Abiturs als Offizier der Luftstreitkräfte in unserer NVA zu dienen.

W. Brüggemann, Schönebeck

Frauen mit sicheren Händen

Ich bin Angehörige der Deutschen Volkspolizei. Meine Stärke ist das Pistolenschießen. Nun hätte ich gern gewußt, ob sich noch mehr Mädchen diesem Sport verschrieben haben, DDR- und Weltmeisterschaften ausgetragen werden und es sich lohnt, auf diesem Gebiet weiter zu trainieren?

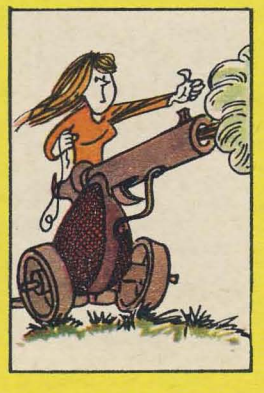
Regina Brauner,
Karl-Marx-Stadt

Es lohnt sich. Sportschießen erfreut sich großer Beliebtheit bei unseren Frauen, und ihre Leistungen sind denen der männlichen Sportschützen durchaus ebenbürtig. In bestimmten Disziplinen ist es möglich, sich für eine Teilnahme an Weltmeisterschaften und sogar Olympischen Spielen zu qualifizieren. Wenden Sie sich bitte an die Bezirksfachkommission Schießsport der SV Dynamo oder an den Bezirksvorstand der GST, Abt. Schießsport.

Ein Herz für die Jugend

Seit 1953 bin ich in einem Lazarett als Raumpflegerin und Stationshilfe beschäftigt. Viele Soldaten half ich mit zu betreuen, und waren sie noch so krank, mit ein bißchen Humor konnte ich ihnen immer ein kleines Lächeln entlocken. Ob sich wohl so ein „Würmchen" noch der „Mutter" erinnert? Viele nette Tage verlebte ich im Lazarett, ich zähle sie zu meinen schönsten. Ich bin 63 Jahre alt und alleinstehend, daher empfinde ich es als doppelt schön, mit so jungen Menschen vergnügt zu sein. Ich grüße alle meine genesenen Soldaten und danke Ihnen für ihre Achtung.

Elise Kohtz, Ueckermünde



„Auto-Chirurg"

Werden in der NVA Zivilpersonen als Kfz.-Instandsetzungs-Ingenieure eingestellt?

Uffz. d. R. Feuer, Leipzig

In bestimmten Dienststellen ist das möglich. Bewerben Sie sich bitte bei Ihrem Wehrkreiskommando.

Kein Käpt'n auf Land

Wieso wird in einigen Armeen der Dienstgrad Hauptmann bei den Land- und Luftstreitkräften mit „Kapitän" bezeichnet?

Soldat Albrecht, Eggesin

Das Wort „Kapitän" kommt aus dem Lateinischen und heißt auf deutsch – Hauptmann. Bis 1842 nannte man auch im deutschen Sprachgebrauch den Kompanieführer Kapitän.

Was ist aus Euch geworden?

Wir vom Boot „Hanno Günter" haben uns vorgenommen, die Geschichte unseres Bootes und den Weg der ehemaligen Besatzungsangehörigen zu erforschen. Wir bitten deshalb alle Genossen, die auf dem Boot dienten, uns über ihre Entwicklung nach der Armeezeit zu berichten.

Leutnant Mattkay,
2364 Bug,
Postfach 3975/3

Kriegshelden

Auf einem Forum in unserer Schule sprach ein sowjetischer Offizier u. a. über seine Erlebnisse im zweiten Weltkrieg. Er

ist damals als „Held der Sowjetunion" ausgezeichnet worden. Teilen Sie mir doch bitte mit, wieviel Soldaten im Krieg diese Auszeichnung erhalten haben.

Gerhard Wollentin, Dresden

Dieser hohe Titel wurde im Großen Vaterländischen Krieg an 11 525 Sowjetbürger verliehen.

Neue Etappe beginnt sofort

Stimmt es, daß Berufssoldaten erst bestätigt werden, wenn sie ihre Dienstzeit als Soldat auf Zeit beendet haben, oder werden sie sofort nach der Verpflichtung bestätigt?

Feldwebel Breitler, Frankenberg

Auf Ihren Antrag hin muß der Regimentskommandeur innerhalb drei Wochen über Ihre Bestätigung als Berufssoldat entscheiden. Am Tage der Bestätigung beginnt für Sie das neue Dienstverhältnis.

„Genossin Unteroffizier, gestatten Sie, daß ich Sie umarme?"

Meine Freundin ist Krankenschwester und will zur NVA. Sie meint, sie würde gleich den Unteroffiziersrang erhalten, und als Wehrpflichtiger müßte ich dann vor ihr „strammstehen". Stimmt das? Falls ja, wo bleibt da die Gleichberechtigung?

Hortmann, Berlin

Krankenschwestern werden als „Soldat auf Zeit" mit dem ersten Soldatendienstgrad eingestellt. Bei Spezialkenntnissen oder späterer ausgezeichneter Dienstdurchführung ist es möglich, sie mit einem höheren Dienstgrad einzustellen bzw. vorfristig zu befördern. Ist das keine gute Gleichberechtigung, die beiden Geschlechtern gleiche Chancen bietet? Wie wär's, wenn Sie Ihrer Freundin nacheifern und einen Wettbewerb abschließen, wer zuerst die Silberlitzen erringt?

Ex-Torgelower

Ich bitte meine ehemaligen Kameraden Werner Grommel, Peter Holtze und Jürgen Brinkmann – welche mit mir zusammen in Torgelow bei der NVA dienten –, sich bei mir zu melden.

Gefreiter d. R. Haase, 122 Eisenhüttenstadt, Rosenstraße 7

Anschluß beim Nachbarn

In meiner Dienststelle gibt es kein Reservistenkollektiv. Kann ich mich einem anderen derartigen Kollektiv anschließen?

Gefreiter d. R. Eckhardt, Leipzig

Unter Umständen ist das möglich. Klären Sie bitte diese Frage mit Ihrem zuständigen Wehrkreiskommando.

Dienst beim Gastgeber

Als Funker bin ich für ein Vierteljahr in den Nachrichtenzug unseres Regiments kommandiert worden. Muß ich hier Wachen und Tagesdienste verrichten?

Unteroffizier Benz, Rostock

Sofern der Kommandierungsbefehl nichts anderes vorschreibt, haben Sie auch in der gastgebenden Einheit diese Aufgaben zu lösen.

Wenn zwei das gleiche tragen ...

Neulich sah ich einen Genossen der Schutzpolizei, welcher drei Winkel am rechten Unterarm trug. Mir ist nur bekannt, daß zwei Winkel einen Berufssoldaten kennzeichnen. Was bedeutet der dritte Winkel?

Matrose Schoetensack, Ahlbeck

Diese Winkel – die nur Wachtmeister der Deutschen Volkspolizei und der Transportpolizei tragen – haben eine andere Bedeutung als in der NVA. Ein Winkel wird für einen 5jährigen, zwei werden für einen 10jährigen und drei für einen 15jährigen schutzpolizeilichen Streifendienst vergeben.

Stellvertreter-Ausgang

Hat man als stellvertretender Gruppenführer das Recht auf Ausgangsverlängerung?

Gefreiter Priegnitz, Guben

Nein, denn die Ausgangszeiten werden nach dem Dienstverhältnis und -grad festgelegt. Wohl aber können Sie (und auch andere) bei ausgezeichneter Arbeit mit „Ausgang außer der Reihe mit Verlängerung der Ausgangszeit" belobigt werden.

Um ein Adonis zu werden

Werden kosmetische Operationen auch in Armeelazaretten durchgeführt?

Feldwebel Schumacher, Brandenburg

Nein.

Briefmarkenfreund

Ich arbeite an einer philatelistischen Dokumentation über unsere Waffenbrüderschaft mit den anderen sozialistischen Armeen und beabsichtige, dieses Material zum 20. Jahrestag der DDR auf der nationalen Briefmarkenausstellung in Berlin zu zeigen. Ich suche echt gelaufene Briefe und Karten von Manövern der NVA oder anderer Armeen des Warschauer Vertrages, Sonderstempel mit militärischem Inhalt, Briefe von Mitgliedern des NKFD, des Bundes Deutscher Offiziere sowie von deutschen Antifaschisten, die in den spanischen Interbrigaden, in der Sowjetarmee oder als Partisanen in anderen Ländern gekämpft haben, Flugblätter des NKFD.

Major Kaiser,
37 Wernigerode, Insel 1 a

Kontra die Bierseligen

Ich pflichte Fräulein Thomas (Postsack 6/68) bei. Manche junge Männer (auch in Zivil) fühlen sich dann besonders „stark", wenn sie ein paar „Prozente" genossen und Gleichgesinnte um sich haben.

Regina Albrecht, Dessau

„Ein Gläschen in Ehren, kann man niemand verwehren" – auch uns Soldaten nach dem harten Dienst nicht. Aber leider finden manche nicht immer das richtige Maß und lassen sich gehen. Das findet weder bei den Vorgesetzten noch bei den anderen Soldaten Verständnis, da es oft das Kollektiv ins schlechte Bild rückt.

Stabsgefreiter Dittelsen, Potsdam

Ein Tip an alle jungen Damen: Laßt diese „Helden" abblitzen, zeigt ihnen die kalte Schulter! Das hat schon manchmal Wunder vollbracht!

Maat Arnström, Rostock

Nicht traurig sein, Anita! Es gibt auch anständige Soldaten.

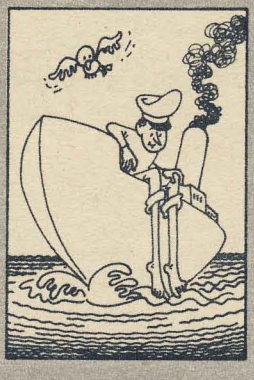
Gefreiter Bertelsmann, Karpin

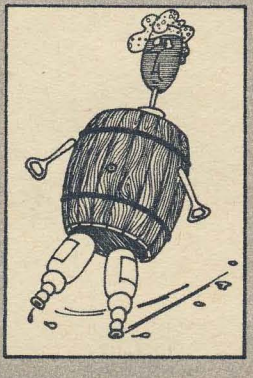
Auf des Schiffes Planken

Ich habe die Möglichkeit, mit der „Weißen Flatte" Tagesfahrten bis nach Potsdam zu unternehmen, ohne aber das Schiff dort zu verlassen. Sein Heimathafen ist Brandenburg. Die Schiffsplanken gehören demnach territorial zu Brandenburg, denn in der internationalen Seefahrt gilt das Schiff als Hoheitsgebiet. Benötige ich nun eine Genehmigung zur Überschreitung der Standortgrenzen, da die Fahrstrecke ja darüber hinaus führt?

Flieger Fitzke, Brandenburg

Internationale Rechtsnormen über ein Hoheitsgebiet kann man nicht mit militärischen Bestimmungen vergleichen. Jeder Armeeangehörige, der die Standortgrenzen verläßt, muß entweder einen Urlaubsschein oder Dienstauftrag oder eine Genehmigung zum täglichen Aufsuchen seines Wohnortes besitzen.





Vignetten: Klaus Arndt

Reservisten waren beeindruckt

Ich hatte die Gelegenheit, gemeinsam mit weiteren Reserveoffizieren an einem Appell, welcher mit einem Meeting zur Auswertung der Aktion „Roter Kampfwagen" verbunden war, im Truppenteil Lindner teilzunehmen. Wir waren angenehm überrascht, welche Leistungen die jungen Genossen vollbracht haben. Dafür muß ich ihnen ein Lob aussprechen. Mein Wunsch ist es, mehr solche Besuche in den Dienststellen durchzuführen.

Oberleutnant d. R. Sperling, Torgau

Der Wunsch des Korporals

Herzliche Grüße an die Soldaten der Nationalen Volksarmee. Ich bin 21 Jahre alt, Korporal der polnischen Volksarmee und wünsche Korrespondenz mit Soldaten der NVA.

Stanley Sikora,
32 Szczecin I. W. 3692,
SKR Poczt. 1, VR Polen

Angebot und Nachfrage

Wer gibt die ersten Jahrgänge der AR kostenlos ab?

Hans-Joachim Pollin,
2862 Goldberg,
Karl-Marx-Str. 51

AR-Jahrgänge 1965–1967 bietet an:

Hellmuth Schöne,
9374 Gelenau Nr. 265

Suche die drei ersten AR.

Joachim Kranert,
328 Genthin, Leninstr. 18

Mir fehlen die Ausgaben 1 und 4/1967.

Georg Franke,
6432 Oberweißbach,
Sonnebergstr. 6

Wer schickt mir die AR von 1960–1966 kostenlos?

Rüdiger Möller,
6521 Hartmannsdorf,
Eisenbergstr. 32

Suche AR bis 1966.

Uffz.-Schüler Gäbelein,
126 Strausberg,
Postfach 1901/F

Soldat Gäde fragt: Was bedeutet uns in der NVA der Internationalismus?

Oberst Richter antwortet

Vielleicht mag es manchem Genossen scheinen, daß uns der sozialistische Internationalismus erst in den letzten Wochen und Monaten oder nur zeitweilig, etwa zu gemeinsamen Manövern, besonders ans Herz gewachsen sei. Das wäre aber ein grober Trugschluß! Endet nicht bereits die Geburtsurkunde des Marxismus mit dem berühmten: „Proletarier aller Länder – vereinigt euch!", und schließt nicht unser Fahneneid die Pflicht zur Waffentreue unmittelbar mit ein? Oder denken wir an die Solidarität der internationalen Arbeiterbewegung mit der jungen Oktoberrevolution oder an den gemeinsamen Kampf deutscher und tschechischer Kommunisten über den Kamm des Erzgebirges hinweg unmittelbar nach dem Machtantritt des Faschismus, einen Kampf, den ich selbst miterlebte, oder an die Unterstützung der KPdSU für deutsche Kommunisten zu einer Zeit, als deutsche Militaristen das Land bis vor Moskau verwüstet hatten, oder, oder . . . Tausende Beispiele sind tausendfacher Beweis für die Klassensolidarität der sozialistischen Weltbewegung.

Bis auf den heutigen Tag! Mit der Entwicklung der sozialistischen Staatengemeinschaft sind neue Formen des sozialistischen Internationalismus entstanden. Ihren klarsten, umfassendsten und wohl auch programmatischsten Ausdruck finden sie im Warschauer Vertrag. Er ist Grundlage der Zusammenarbeit zwischen den sozialistischen Ländern geworden, ein tagtäglicher Kompaß, ohne daß tagtäglich darüber gesprochen wurde. Denken Sie nur an die vielfältigsten Wirtschaftsbeziehungen oder an das Diensthabende System!

Wenn der sozialistische Internationalismus dennoch in den letzten Wochen und Monaten stärker in den Blickpunkt gerückt ist, dann hat das seinen guten, oder auch schlechten Grund. Denn das Monopolkapital handelt, wenn es um seine Klassenherrschaft geht, nach der Losung: „Reaktionäre aller Länder – vereinigt euch!"

Mit dem Plan eines militärischen Frontalangriffes gegen das Bündnis des Warschauer Vertrages haben die Imperialisten jämmerlich Schiffbruch erlitten. Jene Globalstrategen, die in Vietnam das heldenmütige Volk aus der Geschichte zu bomben versuchen, die im Nahen Osten ihren Stellvertreter-Aggressor den „Blitzkrieg" gegen den Fortschritt führen lassen, versuchen nun gegenüber den sozialistischen Staaten Europas vor allem mit ideologischen Waffen Risse zu erreichen und dann einzelne Teile herauszubrechen. Diese Pläne sind nicht etwa harmloser, sondern gefährlicher, eben weil sie gegen die Hauptkraft des Friedens und des Fortschritts, gegen die Sowjetunion und das sozialistische Staatenbündnis gerichtet sind.

In der Erklärung von Bratislava heißt es: „Es ist die gemeinsame Pflicht aller sozialistischen Länder, diese Errungenschaften, die dank der heldenhaften Anstrengungen und der selbstlosen Arbeit eines jeden Volkes erkämpft wurden, zu unterstützen, zu festigen und zu verteidigen . . ."

Das nationale Interesse und der sozialistische Internationalismus gehören zusammen, eines setzt das andere voraus. Deshalb stehen wir zu unserer internationalistischen Pflicht – genauso wie wir am 13. August 1961 zu unserer nationalen und internationalen Pflicht standen und die Solidarität des Warschauer Vertrages auf unserer Seite wußten. Wir stehen zu unserer internationalistischen Pflicht im Interesse des sozialistischen Lagers und der Entwicklung jedes einzelnen sozialistischen Landes, an der Seite der Sowjetunion und der verbündeten Staaten des Warschauer Vertrages, im Geiste der Grundsatzdokumente vom „Kommunistischen Manifest" bis zur Bratislava-Erklärung.

Ihr Oberst Richter

Der Vermißte

Von Wladimir Karpow

Der Truppenübungsplatz bei Ohrdruf liegt in einer Landgegend mit leuchtendgrünen Feldern, dunklen Hainen, lichten Wäldern und gelblichen Feldwegen. All das steigt allmählich an und geht über in die dicht bewaldeten Berge des Thüringer Waldes.

Wir stehen auf der Chaussee. Von den Feldern weht ein frischer Lufthauch herüber und kühlt unsere Gesichter. Wir – das sind ein alter Deutscher namens Schulz und ich.

1943, vor mehr als zwanzig Jahren, hat hier alles anders ausgesehen. Es war ein besonders geheimgehaltenes Versuchsgelände, auf dem für die Hitlerwehrmacht neue Waffen ausprobiert wurden. Vor mehr als zwanzig Jahren war auch Schulz noch nicht so runzelig und kraftlos, sondern diente im Übungsplatzkommando. Dieser Mann hat als Augenzeuge jenes ungewöhnliche Ereignis miterlebt, weswegen wir heute hier stehen.

„An jenem Tag war die Erprobung einer neuen Panzerabwehrkanone vorgesehen ..." hub Schulz an.

Ja, damals nach der verblüffenden Niederlage an der Wolga wollten die Faschisten Revanche üben. Sie beabsichtigten, unsere Armee in Form von „Tigern", „Panthern" und mit dem Panzer „Ferdinand" zu überraschen. Aber die Hitlerfaschisten wollten auch unserem großartigen T-34 auf den Stahlpelz. Das faschistische Oberkommando beschloß, zu seiner Bekämpfung eine besonders manövrierfähige Panzerabwehrkanone mit großer Durchschlagskraft zu entwickeln. Alle Maßnahmen in Verbindung mit dieser Waffe leitete der Generalinspekteur der Panzertruppen, General Guderian. Er hatte die Idee, die Versuchsmuster der Kanone an einem echten T-34 zu erproben. Guderian befahl, in einem Konzentrationslager einen russischen Panzersoldaten auszusuchen, der den Panzer fahren konnte.

Ich stellte mir vor, wie der russische Gefangene – hager und ausgezehrt, in gestreifter Häftlingskleidung – im kalten Wind frierend stand. Sein Gesicht war blutleer und erschöpft, pergamenten überspannte die von Hunger und Elend ausgemergelte Haut die Backenknochen. Rauhe Bartstoppeln schimmerten grau auf seinen Wangen. Sein Blick war finster und lauernd ob der drohenden Gefahr. SS und Mitglieder der Versuchskommission kamen als erste angefahren. Sie unterhielten sich unfern der Waldlichtung und schauten voll Verachtung zu dem Gefangenen herüber. Sie, diese hochgewachsenen, wohlgenährten Kerls trugen trefflich gebügelte Uniformen mit vielen Auszeichnungen und Ordensspangen auf der Brust. Der russische Gefangene wirkte gegen sie kläglich und mager, er glich eher einem hungernden Vagabunden.

Der Panzersoldat wußte noch nicht, weshalb man ihn hierher gebracht hatte. Als er den T-34 sah, hellte sich sein Gesicht auf. Der vertraute dunkelgrüne Panzer mit den weißen Nummern am Turm kam ihm hier, im Herzen Deutschlands, vor wie ein alter naher Freund, wie ein Stückchen Heimat.

Da rauschte ein „Opel Admiral" heran. Die SS-Soldaten standen stramm in eifriger Unterwürfigkeit vor der vorgesetzten Obrigkeit. Guderian stieg aus dem Wagen. Er trug eine Uniform aus besonders teurem Stoff. Seine Stiefel glänzten wie Lack.

Ohne Eile trat Guderian auf den Gefangenen zu. Er mochte den Kopf wirklich so überheblich zurückgeworfen haben, wie Schulz das jetzt beschrieb, aber das rauhe Gesicht dieses Landsknechts war kalt und undurchdringlich. Die diesem Menschen gegebene Macht war unermeßlich groß. Vor Guderian und seinen Panzern hatten schon ganze Staaten gezittert.

Majestätisch und elegant, einen Hauch teuersten Parfüms um sich verbreitend, und äußerst gepflegt, schritt der General einher, vor Stolz wortkarg. „General Guderian stand ungefähr hier", sagte Schulz und wies mit dem Arm auf eine Lichtung in unserer Nähe. „Der russische Panzersoldat stand ihm gegenüber. Guderian sagte: ‚Wenn du nach dem Versuch noch am Leben bist, lasse ich dich an die Ostfront bringen und wieder zu den Russen heimkehren!'"

Ich höre aus den Worten Schulz' die knappen, kommandoähnlichen Worte Guderians heraus, sehe das Gesicht des Gefangenen vor mir, der, sobald er das Versprechen des Generals verstanden, für den Bruchteil einer Sekunde Unmögliches sich erfüllen sieht: Ein Zug rast gen Osten, da – die Frontlinie, die vertrauten Gesichter seiner Kameraden, die Glückstränen seiner Mutter, der Frau und der Kinder ...

„Der Panzer stand dort drüben." Schulz geht über das Feld auf die Straße zu, und ich folge ihm. Etwa einen Kilometer haben wir zurückgelegt, als sich der Alte nach allen Seiten um-

sieht und schließlich auf eine Stelle zeigt: „Hier muß es gewesen sein."
Ich sehe nieder in der heimlichen Hoffnung, eine Spur der Panzerraupen zu entdecken. Doch überall nur saftiges grünes Gras. Das Gras steht kerzengerade, und der Boden unter ihm ist glatt, unberührt.
„General Guderian zeigte dem russischen Soldaten die Wegstrecke", fuhr der alte Schulz fort und wies mit der Hand die Richtung. Dann deutete er mit dem krummen Finger zum Hain hinüber, der etwa zwei Kilometer von uns entfernt lag. „Drei Kanonen standen dort. Eine sollte geradeaus schießen, um die Bugpanzerung zu erproben. die zweite Kanone die Seitenpanzerung unter Beschuß nehmen, und die dritte hatte auf die Heckpanzerung zu feuern. Der russische Panzersoldat begriff, er ging zum Panzer und sah sich genau um."
Bei diesen Worten strich der Alte mit der Handfläche über den rechten Ärmel seines Jacketts und schien damit die Geste des Gefangenen zu wiederholen. Ja, der Panzersoldat trat zum Panzer und streichelte zärtlich über dessen Panzerung, die – von der Sonne erwärmt – ihm traut und freundlich dünkte. Dann ging er ganz um den Panzer herum und prüfte seinen Zustand. Schließlich schwang er sich auf den Turm, stieg ein. Jeder Hebel, jedes Schräubchen waren ihm hier vertraut. Er besah den Lenkhebel und erinnerte sich der heißen Sommertage auf dem Panzerübungsplatz, als er mit Hilfe dieser Hebel die schwere Maschine auf den Steilhang hinauf gefahren hatte, sie auf begrenztem Spielraum zum Drehen gebracht und durch einen Panzergraben gejagt hatte. Er atmete den bekannten Geruch des Dieselöls ein, der würziger als der Duft des Grases erschien. In ihm wurden die Stunden der Unterweisung in der Technik lebendig, die munteren, wenn auch ölverschmierten Gesichter der Kameraden. Während er den Turm mit dem Geschütz überprüfte und die Einstiegluke überm Kopf dicht machte, entsann er sich eines Gefechts, da im Halbdunkel nur die weißen Streifen des Lichts auf den Gesichtern der Genossen zu erkennen waren, die am Beobachtungsgerät wie festgelötet schienen. Nein, der Gefangene fühlte sich nicht verlassen in jenen Minuten voll ungeduldigen Harrens auf die ihn umgebenden Feinde. Besaß er hier doch einen treuen Freund: einen kampferprobten Panzer, gegossen aus dem festen Stahl des Urals.
Sobald er im Panzer saß, erkannte der Soldat deutlich, daß er ihn nicht mehr lebendig verlassen würde. Also galt es, das Leben möglichst teuer zu verkaufen. Sicher ruhten seine Hände auf den Hebeln, jede Windung der Apparatur war ihm gewohnt und vertraut. Nur schade, daß er so wenig Kraft besaß nach den Leiden im Konzentrationslager. Das war aber alles halb so schlimm, denn der zuverlässige T-34 würde ihn nicht im Stich lassen.
„Der General fuhr in den Bunker ein, in den Gefechts- und Beobachterstand dort drüben", sagte Schulz und wies in die Richtung,

wo die Stirnwand eines Betongebäudes als grauer Buckel aus der Erde herausragte. „Die Soldaten und Offiziere gingen in die Feuerstellungen; hier und hier." Der Alte wies auf die Büsche und den Hain am Rande des Übungsgeländes. Hinter dem Gesträuch lag die Chaussee. auf der anderen Seite begannen die Felder, Gärten und Häuser der nächstgelegenen Vorwerke.
„Der russische Soldat ließ den Panzermotor an, und wir waren schußbereit". fuhr Schulz fort. Ich kann mir vorstellen, wie angespannt jene Sekunden waren für den mutigen russischen Mann, der da, an den Sehschlitz gepreßt. als Fahrer und Mechaniker zugleich fungierte. Er bemühte sich, den Standort der Kanonen zu erraten, denn die konnten das Feuer ja jeden Moment eröffnen. Mir hat Schulz die getarnten Feuerstellungen der Faschisten angegeben, aber der gefangene Russe wußte von nichts. Ihm hatte man nur gezeigt, in welcher Richtung er den Panzer fortbewegen sollte.
„Der Russe führte den Befehl des Generals Guderian nicht aus. Er raste mit seinem Panzer rasch auf den Wald zu. Alle Geschütze schossen. Von drei Seiten beschoß man ihn, dicht vor dem Panzer spritzten in schwarzen Fächern bröckelige Erdklumpen hoch. Aber der Panzersoldat gelangte doch in den Wald und benutzte die Verwirrung seiner Feinde, um sich zu orientieren. Dann fuhr er den Panzer an den Rand des Übungsgeländes. Jetzt wußte er, wo die Geschütze standen.
Der Panzer erbebte, wenn er gegen Bäume

Illustration: Gerhard Rappus

fuhr, doch er riß sie nieder oder stülpte sie um mit lautem Geknirsch. Der Gefangene, der seit Monaten nur von kümmerlicher Wassersuppe gelebt hatte, konnte die schwere Maschine nur mit Mühe und Not steuern. Er zitterte vor Anstrengung. Schweiß tropfte ihm in die Augen. Die straffsitzenden Hebel und Pedale verlangten Kraft, mehr Kraft, als er besaß. Doch als Meister seines Handwerks kannte er alle Feinheiten seines Panzers. Noch dazu war dies der letzte Kampf in seinem Leben, und diesen Kampf wollte er gewinnen!

„Oh, der russische Panzersoldat war sehr schlau! Wir zielten auf die Stelle, wo der Panzer verschwunden war, beschossen direkt den Wald. Mein Gott! Plötzlich kam er von einer anderen Seite in der Flanke auf unser Geschütz zu!"

Als er am Waldrand sichtbar wurde und vorwärts raste, konnte die Bedienung des nächstgelegenen Geschützes nicht einmal den Lauf der Kanone auf den näherkommenden Panzer richten. Der Panzer traf die Kanone im Nu, wendete auf der Stelle und begrub die Faschisten unter seinen Raupenketten. Einen Augenblick später war der Panzer bereits wieder in den Wald entwichen.

Die Geschützbedienung der anderen Kanonen hatten während des Ausfalls nicht auf den Panzer geschossen. Der einen Mannschaft fehlte die nötige Sicht, und die andere fürchtete offenbar, die eigenen Leute zu treffen.

Vom Gefechtsstand aus, wo sich Guderian mit den ranghöchsten Offizieren befand, stiegen verschiedenfarbige Leuchtkugeln auf, aber niemand von den auf dem Übungsgelände Versammelten wußte, was diese Signale bedeuteten.

Der ins Gestrüpp zurückweichende Gefangene steuerte seinen Panzer am Rand des Übungsgeländes entlang, um sich möglichst gut zu tarnen. Er vermutete ganz richtig: Solange er sich ganz am Rande des Geländes bewegte, geriet der Panzer genau zwischen die Geschütze und die Häuser jenseits der Chaussee. Die Artilleristen wendeten ihre Geschütze, wagten aber wegen der nahen Häuser nicht zu schießen.

Das gesamte Personal von Ohrdruf und die zu dem Versuch Erschienenen harrten völlig verwirrt der Dinge, die da noch kommen sollten. Und der russische Panzer bewegte sich inzwischen weiter am Rande des Geländes entlang. Es schien, als wolle er ausreißen. Das roch zwar nach Riesenskandal und Unannehmlichkeiten, aber dennoch atmeten die Anwesenden erleichtert auf bei dem Gedanken, daß ein solcher Ausgang für sie weniger unangenehm werden würde.

Der russische Gefangene hegte indessen eine ganz andere Absicht. Sobald der Panzer mit dem zweiten Geschütz auf gleicher Höhe war und zwischen ihm und dem Geschütz nur noch geringe Entfernung blieb, wendete der T-34 plötzlich scharf, überfuhr die dünne Kette von Sträuchern und Bäumen, und raste dann in voller Fahrt auf die Kanone zu. Diese gab zwei Schüsse ab, aber beide Granaten wühlten nur

die Erde auf, ohne zu treffen. Schon im nächsten Moment ertönte das metallische Gerassel der Maschine und erstickte das Geheul der Hitlersoldaten.

Und wieder raste der Panzer davon, auf das Wäldchen zu.

Die Bedienungsmannschaft des dritten Geschützes sah diesmal alles, was ihren Nachbarn geschah. Wütend schoß die Kanone auf das Gebüsch, hinter dem sich der Panzer bewegte. Jetzt kümmerte die Artilleristen das Schicksal der Ortsbewohner schon nicht mehr.

Vorsichtig rollte der Panzer auf das Geschütz zu. Mal hielt er an, mal schoß er mit einem Ruck vorwärts, bald wieder fuhr er im ersten Gang. Dann kam ein Moment, da das Motorengeräusch völlig verstummte. Auch die Kanone feuerte nicht mehr. Völlige Stille ringsum. Panzer und Geschütz bereiteten sich nun auf den letzten Zweikampf vor. Alle Stabsoffiziere und Ingenieure, die bei dem Versuch zugegen gewesen, hatten die dritte Feuerstellung vorsorglicherweise verlassen. Nur die Geschützbedienung blieb.

Die zahlreichen Wachmannschaften und diensthabenden Einheiten lugten aus Bunkern und Splittergräben und harrten des Endes dieses außergewöhnlichen Ereignisses. Allen war klar: Dem aufsässigen Panzerfahrer blieben nur noch Minuten zu leben, denn er besaß weder Granaten noch Manövrierfähigkeit. Die Panzerabwehrkanone bereitete sich zum Schießen, ihre Bedienung hatte sich gefaßt, die Panik war nun vorüber.

Der Russe konnte nicht mehr lange warten, denn die Zeit arbeitete gegen ihn. Was mag er in diesen letzten Minuten gedacht haben? Dachte er an seine Mutter, an seine Eltern? Umarmte er in Gedanken seine Liebste? Oder nahm er Abschied von seinen Kameraden? Vielleicht sang er: „Völker, hört die Signale . . .“ Wir wissen es nicht. Nur eines ist klar: Wenn ein Mensch eine Heldentat begeht, dann tut er um seiner Heimat willen alles. Und dieser sowjetische Soldat fand in sich alle Kraft, um seine Heimat zu verteidigen: Entschlußkraft, Findigkeit, Draufgängertum und Tapferkeit.

Der Motor heulte auf. Schwarzer, dichter Qualm verhüllte den Waldrand. Der Panzer blieb auf der Stelle stehen, doch der Motor heulte, als wolle er vor Überanstrengung bersten. Eine schwarze Wolke türmte sich auf und verdichtete sich immer mehr, schon fing der Wind an, sie aufs freie Feld hinaus zu treiben, das den Panzer von den Feuerstellungen trennte. Die Artilleristen verstanden die Absicht des Panzersoldaten, ihre Nerven versagten, und so spie die Kanone eine feurige Leuchtspur mitten in den Rauchvorhang hinein. Darauf hatte der todesmutige Panzersoldat nur gewartet. Er fuhr den Panzer aus dem Rauch hinaus, als habe eine krepierende Granate ihn von dort verjagt. Während die Bedienung ihr Geschütz lud und das neue Ziel einstellte, raste der Panzer geradeaus. Doch in dem Moment, als der Ladeschütze den Abzug betätigte, bohrte sich der Panzer in voller Fahrt auf der Stelle mit den Raupenketten in die Erde, wühlte sie etwa einen halben Meter tief auf und machte eine Drehung, indes die Granate dorthin flog, wo der Panzer gestanden hätte, wäre er nicht zu dieser plötzlichen Wendung übergegangen. Und wieder flog die dröhnende Maschine vorwärts. Vor Aufregung konnte der Ladeschütze die Granate nicht in den Lauf bekommen. Dann aber folgte endlich ein neuer Schuß, und wieder entkam der Panzer durch einen neuen Schlich.

All das währte nur Sekunden. Der Zweikampf endete wie die beiden Duelle zuvor: Der Panzer raste auf das Geschütz zu und drückte es mitsamt Bedienungsmannschaft platt.

Das Ergebnis dieser Geschichte war: Sobald der russische Panzer die ihn beschießenden Versuchskanonen überrollt hatte, fuhr er auf die Chaussee zu. Er erreichte die Straße und rollte, mit den Ketten rasselnd und tiefe Rinnen in den Asphalt zeichnend, gen Osten.

Guderian trat aus seinem betonierten Gefechtsstand. Er war noch kälter und undurchdringlicher als zuvor. Knapp bemerkte er: „Treibstoff ist bald zu Ende. Lebendig einbringen!“

Von einem Vorwerk aus, hinter einer Häuserecke hervor beschoß man den Panzer aus einem Granatwerfer. Von der Detonation erzitterte der Panzer und blieb stehen. Man zog den Gefangenen mit Quetschungen aus dem Panzer und brachte ihn wieder zu sich. Als er wieder auf dem Übungsgelände ankam, trat Guderian auf den Russen zu. Er war noch immer in der eleganten Uniform, seine Stiefel glänzten wie Lack, selbst die zahlreichen Auszeichnungen und Ordensspangen auf seiner Brust prunkten nach wie vor. Aber das war schon nicht mehr jener Guderian, wie der Russe ihn vor dem Versuchsschießen gesehen:

Er protzte schon nicht mehr im Bewußtsein seiner Größe und Überlegenheit, sondern sah den ausgemergelten, unrasierten Gefangenen an, wie man eine plötzliche Entdeckung anstaunt.

Bemüht, ruhig und gelassen zu bleiben und sein Prestige vor den ihn Umgebenden zu wahren, sagte General Guderian:

„Sie sind der beste russische Panzersoldat, der mir in meinem Leben begegnet ist.“

„Der Beste wäre nicht in Gefangenschaft geraten. Ich bin ein ganz gewöhnlicher Soldat, und wer besser ist als ich, ist dort geblieben. Aber ihr werdet sie bald kennenlernen! Sie kommen hierher!“ antwortete der Gefangene.

Guderian erkannte, daß sein gönnerhafter Ton wirkungslos blieb. Er spannte seine Kaumuskeln, daß sie unter den hageren Wangen hervortraten und befahl:

„Erschießen!“

Und ging davon.

Der Panzerfahrer wurde gleich an Ort und Stelle, auf dem Übungsgelände Ohrdruf erschossen . . .

Aus dem Russischen von Sigrid Fischer

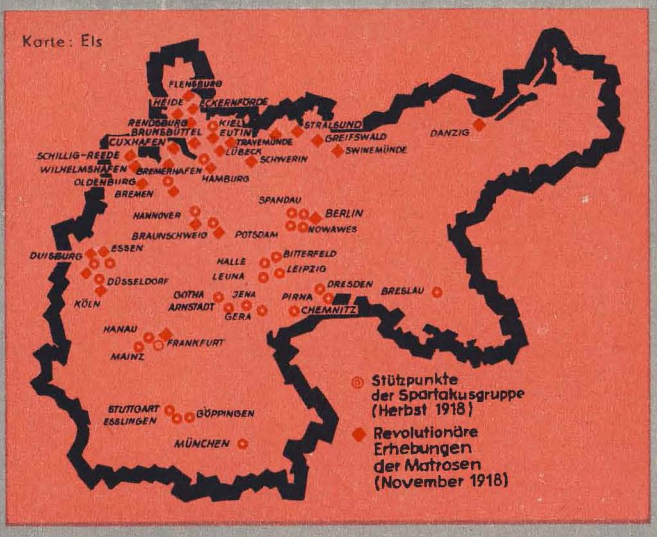
SPARTAKUS

Von Roland Grau, Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK der SED

für Volksrevolution

Ende September 1918 fuhr der damalige Reichskanzler Graf von Hertling gemeinsam mit dem Staatssekretär des Auswärtigen Amtes Admiral von Hintze plötzlich nach Spa, dem Sitz des Großen Hauptquartiers der kaiserlich-imperialistischen Armee. Was war die Ursache? Am 28. September hatte General Ludendorff, der fast allmächtige Diktator und einer der Hauptschuldigen am imperialistischen Weltkrieg, die Regierung wissen lassen, daß die Lage an der Front sehr ernst sei und die Armee vor der militärischen Niederlage stehe. Selbst die eingefleischten Durchhaltepolitiker und Militaristen vom Schlage eines Ludendorff und Hindenburg mußten zugeben, daß der Weltkrieg militärisch für Deutschland verloren war. Das, was die Spartakusgruppe, die revolutionärste und konsequenteste Kraft der deutschen Arbeiterbewegung, schon lange vorausgesagt hatte, trat ein. Die revolutionären Antikriegsaktionen an der Front und in der Heimat nahmen unter dem Einfluß der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution und der Kriegsniederlage des deutschen Imperialismus immer größeren Umfang an. In Deutschland entwickelte sich eine revolutionäre Situation. Das war die Lage, als von Hertling und von Hintze nach Spa fuhren. Hier entwickelte von Hintze seinen Plan einer „Revolution von oben", um einer Revolution von unten vorzubeugen. Darunter verstand er eine Umbildung der Regierung, in der auch die SPD vertreten sei, und die Ankündigungen parlamentarischer Reformen. Hindenburg und Ludendorff stimmten diesem Plan zu. Schon am 30. September unterzeichnete Wilhelm II., deutscher Kaiser von Krupps Gnaden, einen Erlaß, der die Ablösung des bisherigen Reichskanzlers und eine Parlamentarisierung ankündigte. Mit Zustimmung der Obersten Heeresleitung wurde am 3. Oktober der angeblich liberale Prinz Max von Baden als Reichskanzler berufen. Die rechten Führer der SPD unterstützten diese Maßnahmen zur Verhinderung einer Volksrevolution, von der Friedrich Ebert kurze Zeit danach sagte, daß er diese wie die Sünde hasse. Zwei Sozialdemokraten traten in die Regierung des Prinzen Max von Baden ein, der badischer Thronfolger, preußischer General a. D. und Verwandter Wilhelms II. war. Von der Unterstützung des imperialistischen Krieges durch ihre Burgfriedenspolitik ging die rechte Führung der SPD zur Koalition mit der imperialistischen Bourgeoisie über – anstatt an der Spitze der kampfbereiten Massen den Frieden zu erzwingen, die imperialistischen Kriegsgewinnler und Militaristen zu entmachten und tatsächlich demokratische Verhältnisse zu schaffen. Sie versuchten sogar, den Arbeitern vorzutäuschen, daß Deutschland sich jetzt auf dem Wege zu Demokratie und Sozialismus befände und eine Revolution das begonnene „Werk" nur zerstören würde.

Das war die Situation in Deutschland, als am 7. Oktober 1918 in Berlin die führenden Vertreter der Spartakusgruppe zu einer illegalen Reichskonferenz zusammentraten. Diese Konferenz beschloß das Programm der Volksrevolution in Deutschland: Beendigung des Völkermordens, demokratische Rechte und Freiheiten, Sturz



des deutschen Imperialismus und Militarismus. Die Erfüllung der aufgestellten antimilitaristischen und antiimperialistisch-demokratischen Forderungen sollten die Voraussetzung für den Übergang zur sozialistischen Revolution bilden. Sie entsprachen den Interessen der Arbeiterklasse und des ganzen deutschen Volkes.

Die Konferenzteilnehmer verurteilten den Eintritt der rechten Führer der SPD in die kaiserlich-imperialistische Regierung, der nur dazu diene, „den Fürsten ihren Thron und den Kapitalisten ihre Kassenschränke zu retten." Im letzten Spartakusbrief vom Oktober 1918 hieß es: „Die Scheidemann und Bauer, die jetzt mit einem Kuß auf die Hand der deutschen Monarchie beginnen, werden noch mit blauen Bohnen gegen streikende und demonstrierende Arbeiter enden." Diese harten Worte sollten sich schon wenige Wochen später als allzu wahr erweisen.

Einen besonderen Punkt der Tagesordnung bildete die Frage der Militäragitation. Es wurden Maßnahmen zur Verstärkung der revolutionären Arbeit unter den Soldaten, zur illegalen Waffenbeschaffung und zur verstärkten Bildung von Arbeiter- und Soldatenräten beschlossen. Für die in Gefängnissen und Zuchthäusern eingekerkerten Genossen, insbesondere Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg, wurde eine Solidaritätserklärung angenommen.

In einem Brief „An die Mitglieder der Spartakusgruppe" vom 18. Oktober 1918 schätzte W. I. Lenin die Bedeutung dieser Konferenz sehr hoch ein. Er betonte: „Die Arbeit der deutschen Spartakusgruppe, die unter schwierigsten Umständen eine systematische revolutionäre Propaganda trieb, hat wirklich die Ehre des deutschen Sozialismus und des deutschen Proletariats gerettet."

In ganz Deutschland gingen die Anhänger der Spartakusgruppe daran, die Beschlüsse der Reichskonferenz zu verwirklichen. Doch fehlte ihnen noch eine einheitliche, feste Organisation, eine marxistisch-leninistische Kampfpartei. Die Mehrheit der Arbeiterklasse war zwar zum Kampf gegen den Krieg und das kaiserlich-imperialistische Regime bereit, doch durchschauten viele nicht den klassenfeindlichen Charakter der opportunistischen Politik der rechten Führer der SPD. In mehr als 100 legalen Zeitungen konnten diese ihre tönenden Worte von „Frieden, Demokratie und Sozialismus" verbreiten und die Arbeiter irreführen. Sie konnten sich auf ihren gut eingespielten und ausgebauten Funktionärapparat in der Partei und in den Gewerkschaften stützen und so unmittelbar auf die Arbeiter in den Betrieben einwirken. Die Spartakusanhänger hatten dem nur ihren Mut, ihren revolutionären Elan, ihre Tatkraft und — das war allerdings sehr entscheidend — die besseren und richtigen Argumente entgegenzustellen.

Spartakusmitglieder, Linksradikale und linke Kräfte der USPD führten im Oktober zahlreiche Versammlungen, Kundgebungen und andere revolutionäre Aktionen durch. In zahlreichen illegalen Beratungen wurde zur Vorbereitung der Revolution Stellung genommen. So führte am 16. Oktober die Stuttgarter Spartakusgruppe eine Beratung mit 40 Betriebsvertrauensleuten durch. Die Bezirksleitung Niederrhein der USPD, in der linke Kräfte führend waren, forderte am

Des eingekerkerten Karl Liebknechts Weitsicht und Kampfgeist durchdringen den Aufruf der Oktoberkonferenz der Spartakus-Gruppe: „Der Kampf um die wirkliche Demokratisierung geht nicht um Parlament oder Wahlrecht oder Abgeordnetenminister oder anderen Schwindel: er gilt den realen Grundlagen aller Feinde des Volkes: Besitz an Grund und Boden, an Kapital, Herrschaft über die bewaffnete Macht und über die Justiz."

13. Oktober auf einer illegalen Sitzung den Sturz des Kaisers und eine revolutionäre Regierung nach „russischem Muster". In Essen sprengten die Arbeiter eine Kundgebung bürgerlicher Parteien, die die „nationale Verteidigung" forderte. Zu einer Massendemonstration kam es am 16. Oktober in Berlin. 5000 bis 6000 Arbeiter forderten Frieden und die Freilassung Karl Liebknechts. Im Bericht des Regierungspräsidenten in Arnsberg vom 16. Oktober an den preußischen Minister des Innern hieß es: „In den breiten Massen der Arbeiter und des proletarischen Volkes ist die Neigung für einen Massenstreik und für revolutionäre Unruhen vielfach vorhanden ... Die radikalen Elemente setzen auf die neuen sozialdemokratischen ‚Exzellenzen' keine besonders großen Hoffnungen." Am 20. Oktober demonstrierten 20 000 Werktätige in Dortmund, in Breslau streikten 4600 Arbeiter mehrerer Rüstungsbetriebe.

Unter dem Druck dieser Massenbewegung mußte am 23. Oktober Karl Liebknecht aus dem Zuchthaus Luckau entlassen werden.

20 000 Berliner Arbeiter und Soldaten bereiteten ihm auf dem Ostbahnhof einen begeisterten Empfang. Otto Franke, ein Kampfgefährte Karl Liebknechts, berichtete darüber: „Eine erwartungsvolle Stille lag über der Halle, als der Zug in den Bahnhof einlief. Genosse Karl Liebknecht trat auf den Bahnsteig. Unter nicht endenwollenden Hochrufen wurde er von Soldaten aus dem Bahnhof hinausgetragen. Unser Genosse Karl Liebknecht sprach zu den Demonstranten über die kommende Revolution. Seine Rede wurde mit großer Begeisterung aufgenommen." Die Postenkette der Polizei wurde von den Arbeitern und Soldaten durchbrochen. Mit Karl Liebknecht an der Spitze zog der Demonstrationszug zum Potsdamer Platz, wo Karl Liebknecht am 1. Mai 1916 der imperialistischen Reaktion sein „Nieder mit dem Krieg!" – „Nieder mit der Regierung!" entgegengeschleudert hatte. Vor der sowjet-russischen Botschaft Unter den Linden hielt Karl Liebknecht erneut eine Ansprache.

Wenige Tage später, am 26. Oktober, kehrte Wilhelm Pieck aus Holland illegal nach Deutschland zurück. Gemeinsam nahmen er und Karl Liebknecht an der Sitzung der revolutionären Obleute teil. Die revolutionären Obleute in Berlin waren Vertrauensleute der Arbeiter vor allem in den Metallbetrieben, sie standen unter dem Einfluß linker Funktionäre der USPD. Karl Liebknecht forderte in dieser Beratung die Ausrufung eines Generalstreiks in Berlin, der den bewaffneten Aufstand auslösen sollte. Zunächst wurde jedoch beschlossen, am 3. November in Berlin öffentliche Kundgebungen mit anschließender Demonstration durchzuführen. Weiterhin wurde festgelegt, daß alle Aktionen der Obleute mit der Spartakusgruppe vereinbart und gemeinsam geleitet werden sollten. Karl Liebknecht, Wilhelm Pieck und Ernst Meyer wurden als Vertreter der Spartakusgruppe in den Vollzugsausschuß der revolutionären Obleute aufgenommen.

In diesen Tagen erreichte die revolutionäre Situation in Deutschland ihren Höhepunkt. Die Matrosen der Kriegsflotte verweigerten den Befehl zum Auslaufen. Sie widersetzten sich der verbrecherischen Aktion der Seekriegsleitung, noch eine verzweifelte Schlacht den überlegenen englischen Kräften zu liefern. Die Befehlsgewalt der Offiziere war faktisch aufgehoben. Die Zeit zum Aufstand war herangereift. Doch nun begann der Vollzugsausschuß der revolutionären Obleute unter dem Einfluß zentristischer Führer der USPD zu schwanken. Die für den 3. November geplanten Aktionen wurden wieder abgesagt. Alle Vorschläge der Spartakusvertreter wurden als verfrüht abgelehnt. Noch am 6. November, nachdem die Revolution bereits andere Städte Norddeutschlands sowie Stuttgart erfaßt hatte, beschlossen die revolutionären Obleute, die Aktionen nicht vor dem 11. November zu beginnen. Das Drängen Karl Liebknechts wurde von Emil Barth, einem der Führer der Obleute und späterem Mitglied des Rates der Volksbeauftragten, als „revolutionäre Gymnastik" verleumdet.

Am 8. November ergaben sich jedoch neue Umstände, veränderte Bedingungen. Ernst Däumig, führender linker Funktionär der USPD und Mitglied des Vollzugsausschusses, wurde verhaftet. Er trug sämtliche Aufstandspläne für den 11. November bei sich. Deshalb beschlossen der Vollzugsausschuß der Obleute, Vertreter der Spartakusgruppe und einige Mitglieder des Parteivorstandes der USPD noch am gleichen Tage, für den nächsten Tag, den 9. November, zum bewaffneten Aufstand aufzurufen. Kuriere brachten die Beschlüsse in die Großbetriebe. Ein Flugblatt des Vollzugsausschusses wurde gedruckt. Die Spartakusgruppe bestimmte in einem weiteren Flugblatt die nächsten Ziele des Kampfes: Befreiung aller politischen und militärischen Gefangenen; Aufhebung aller Einzelstaaten und Beseitigung aller Dynastien; Wahl von Arbeiter- und Soldatenräten in allen Fabriken und Truppenteilen; sofortige Verbindung mit dem internationalen Proletariat, insbesondere mit der sowjetrussischen Arbeiterrepublik.

Der sozialdemokratische Parteivorstand, der von diesen Vorbereitungen erfuhr, rief am 8. November abends seine Vertrauensmänner aus den Betrieben zusammen. Sie sollten die Arbeiter von Aktionen zurückhalten und sie auf Verhandlungen mit der Regierung vertrösten. Einer dieser Vertrauensmänner sprach aus, was alle wußten: Wir können hier beschließen, was wir wollen. Zurückzuhalten sind die Arbeiter überhaupt nicht mehr. Und genauso sollte es auch kommen.

Żołnierz Polski

zu Gast in der „ARMEE-RUNDSCHAU"

Die Polnische Volksarmee begeht in diesem Jahr ihren fünfundzwanzigsten Jahrestag. Die Wochenzeitung „Żołnierz Polski" ist etwas jünger als ihre Armee: Sie zählt 23 Jahre.

Der „Żołnierz Polski" entstand im Jahre 1945 als zweite illustrierte Wochenzeitung Volkspolens. Seine Aufgabe war, die Sache der Landesverteidigung und das Leben in der Armee unter den breitesten Kreisen der Bevölkerung zu popularisieren. An diese Konzeption hat sich der „Żołnierz Polski" auch fernerhin gehalten, und er erreicht alle jene Leser im ganzen Land, die an der Armeeproblematik interessiert sind. Es versteht sich, daß unter ihnen vor allem jene sind, die in der Armee gedient haben oder die in Kürze ihren Dienst in der Armee ableisten werden. Doch beweisen unsere Informationen, daß die Zeitung auch zu vielen anderen Lesern gelangt. Davon zeugen beispielsweise die Briefe an die Redaktion. Interessant ist, daß eine verhältnismäßig große Zahl der Briefe von Mädchen im Alter von etwa 18 Jahren stammt. Die meisten von ihnen äußern den Wunsch – in der Armee zu dienen. Es ist uns manchmal geradezu unangenehm, daß wir in dieser Beziehung überhaupt nicht behilflich sein können: In den Truppenteilen der Polnischen Volksarmee dienen ausschließlich Männer.

Wir bemühen uns, das Leben der Armee in möglichst lockeren journalistischen und literarischen Formen widerzuspiegeln. Zu den vorherrschenden gehört die illustrierte Reportage. Dabei sei hier ganz objektiv festgestellt, daß die Bildreporter des „Żołnierz Polski" ihre gar nicht leichten Aufgaben hervorragend meistern. Ihre Fotos gehören zum Spitzenniveau des polnischen künstlerischen Bildschaffens. Man findet ihre Aufnahmen häufig im Ausland; und mit Genugtuung kann ich vermerken, daß ebenfalls unsere Freunde von der Redaktion „Armee-Rundschau" nicht selten jene Bilder in ihrer Zeitschrift veröffentlichen.

Die schöngeistige Literatur wird im „Żołnierz Polski" durch solche Arbeiten hervorragender polnischer Schriftsteller repräsentiert, die thematisch eng mit unserer Armee, mit ihrer kämpferischen Vergangenheit und ihrer Gegenwart verknüpft sind.

Eine sehr bedeutende Rolle spielt im „Żołnierz Polski" die Popularisierung der Waffenbrüderschaft mit den Armeen der sozialistischen Länder, hauptsächlich aber mit unseren nächsten Genossen: der Sowjetarmee, der Nationalen Volksarmee der DDR und der Tschechoslowakischen Volksarmee. Alle Beiträge, die den Traditionen und dem Dienst Ihrer Volksarmee gewidmet sind, erfreuen sich großer Beliebtheit bei unseren Lesern.

Viel Platz ist in unserer Zeitung der gesellschaftspolitischen Problematik eingeräumt, was den breitesten Interessen unserer Leserschaft entspricht. Angesichts der politischen Wühlarbeit, die in Polen im März dieses Jahres von einer Gruppe Revisionisten, Reaktionären und Zionisten unternommen wurde, hat der „Żołnierz Polski" – wie auch andere polnische Zeitungen – eine entschiedene Haltung eingenommen, die ihm noch größere gesellschaftliche Sympathie eingebracht hat. Ständig die Gefahr im Auge behaltend, die Polen seitens der westdeutschen faschistisch-militaristischen, vom amerikanischen Imperialismus aktiv unterstützten Kräfte droht, befaßt sich der „Żołnierz Polski" mit dieser Problematik systematisch und in verschiedensten Formen.

Beim Redigieren unserer Zeitung bemühen wir uns, stets daran zu denken: In der Gesellschaft geht ein ständiger Aufschwung vor sich; auch die bewaffneten Kräfte entwickeln sich. Dementsprechend müssen wir Militärjournalisten unablässig die Aussagekraft unserer Beiträge vergrößern und zugleich nach neuen, überzeugenden Gestaltungsmitteln suchen. Wir leben in einer dynamischen Zeit, und wir sind als Journalisten und Schriftsteller verpflichtet, dem gerecht zu werden.

Ich schließe mit den besten Grüßen und Wünschen des „Żołnierz Polski" für die „Armee-Rundschau" und alle ihre Leser!

Oberstleutnant Eugeniusz Banaszczyk
Chefredakteur

Die Feiertagsbrücke

Die Soldaten der 2. Schweren Pionierbrigade feiern ihren Ehrentag, den Jahrestag der Aufstellung des Truppenteils auf ungewöhnliche Art, indem sie vier Brücken errichten. Vier Brücken, die an diesem Tag nicht im Ausbildungsprogramm vorgesehen sind. Zu Ehren der reichen Fronttraditionen der Brigade.

Noch steht die Sonne hoch am Himmel. Zwei Brücken stehen bereits, die dritte ist so gut wie fertig. Da stoßen aus einem Jungwald am Ufer des vierten zu überwindenden Wasserhindernisses Kraftfahrzeuge rückwärts zum Fluß hinab. Sie bremsen, ein Ruck – die Pontons gleiten von den Ladeflächen, klatschen ins Wasser.

Sekunden später entern Männer in Arbeitsuniformen und Schwimmwesten die auf den Wellen tanzenden Schwimmkörper. Unter ihnen die Gruppe des Unteroffiziers Gross. Zwei Pontons haben sie zu einer Fähre zu verbinden, und Zdzisław Gross dirigiert seine Männer wie ein routinierter Kapellmeister. Lange Streckträger reihen sich aneinander, werden verbolzt, der Belag montiert.

Unteroffizier Gross hebt eine Signalflagge. Am Ufer stehende Pioniere lassen die Haltetaue durch ihre Hände gleiten: Die beiden Pontons bekommen Fahrt. Doch die Strömung droht sie voneinander wegzureißen. Wieder gibt der Unteroffizier ein Zeichen. Der flußabwärts liegende Ponton wird jetzt ein wenig zurückgehalten, der andere noch mehr gelockert. Nun leistet die Strömung die Arbeit, die sie verrichten soll. Die beiden Hälften nähern sich einander, werden zur Fähre vereint. Bugsierboote kommen und schwimmen die von den einzelnen Gruppen montierten Fähren ein.

Als die Feiertagsbrücke schließlich steht, ist von den Stoppuhren eine neue Rekordzeit abzulesen. Ein neues Kapitel wurde der stolzen Chronik der 2. Schweren Pionierbrigade hinzugefügt – mitgeschrieben von der Gruppe des Unteroffiziers Gross.

Text und Fotos: Zygmunt Gamski

Żołnierz Polski

Żołnierz Polski

Feuertaufe bei Lenino

Am 15. Mai 1942 zog die erste Partisanenabteilung der Gwardija Ludowa – der Volksgarde – ins Feld, und im Juli 1943 wurde auf dem Territorium der UdSSR die erste polnische Division aufgestellt, die den Namen des Volkshelden Tadeusz Kościuszko erhielt. Am 12. Oktober erhielt sie bei Lenino in Belorußland ihre Feuertaufe. Die zweitägige Schlacht endete mit einem Sieg der Kościuszko-Soldaten. Der 12. Oktober wurde zum „Tag der Polnischen Volksarmee". Die ersten Abteilungen der Gwardija Ludowa und die 1. Division „Kościuszko" waren die eigentlichen Keime der Polnischen Volksarmee, die, geschaffen und geführt von der Partei der Arbeiterklasse, sich als Ziel den Kampf für ein Polen setzte, das befreit war vom Feind, frei aber auch von der Ausbeutung des werktätigen Volkes.

1944 wurde die 1. Armee der Polnischen Volksarmee gebildet, die, an der Seite der Sowjetarmee kämpfend, in Polen einzog.

Als sich im Januar 1945 die große Befreiungsoffensive der Sowjetarmee über die Weichsel hinweg entfaltete, nahm die 1. Armee unmittelbar teil an der Befreiung Warschaus; sodann ging sie über Bydgoszcz gegen den von den Deutschen stark befestigten sogenannten Pommern-Wall vor.

Der Beginn der letzten, der Berliner Operation im April 1945 fand die 1. Armee an der Oder, die im Jahre 1944 formierte 2. Armee an der Neiße. Die 1. Armee erreichte die Elbe, während ein Teil ihrer Truppen, darunter die 1. Division „Kościusko", an der Befreiung Berlins teilnahm.

Die 2. Armee der Polnischen Volksarmee wandte sich nach der großen Schlacht bei Budyšin (Bautzen) nach Süden und befreite tschechisches Land. Ihre Panzerspitzen drangen in die Vorstädte von Prag ein.

Im April 1945, als der Krieg in seine entscheidende Phase eingetreten war, betrug die Gesamtstärke der aus den Volkspartisanen und der „Kościuszko"-Division erwachsenen Polnischen Volksarmee mehr als 400 000 Mann. Dies war ein gewaltiger Beitrag des ganzen Volkes zur siegreichen Beendigung des Krieges.

E. B.

Nicht alltäglich ist es, Fallschirmjäger im Gebirge zu sehen. Doch auch das alpine Training gehört fest zum Ausbildungsprogramm der sehr vielseitigen „Roten Barette".

Die Flügel der Husaren

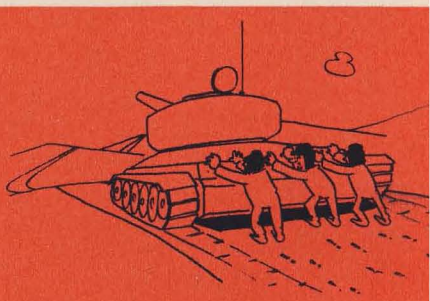
Auf den Waffengattungskennzeichen der polnischen Panzersoldaten finden wir das Motiv der Husarenflügel. Ähnliche Flügel zieren die Mützen der Soldaten der Luftstreitkräfte.

Husaren gehörten seit dem 16. Jahrhundert zur polnischen Kavallerie. Sie waren gepanzert und ihrer stürmischen Attacken wegen berühmt und gefürchtet. Mehr als einmal entschieden sie große Schlachten, wie z. B. die Schlacht bei Wien 1683, in der sie eine Übermacht türkischer Truppen zerschlugen.

Zeichnungen: Els

Die polnischen Husaren trugen im Gefecht an den Schultern befestigte Flügel. Sie dienten als Schutz vor den tatarischen Arkanen (einer Art Lasso). Das war ihre praktische Bedeutung, außer der psychologischen Wirkung, die sie auf den Gegner ausübten.

Weil die Husaren Panzerreiter waren, wurden ihre Flügel zum Abzeichen der Panzertruppen. Weil sie Flügel trugen, übernahmen diese die polnischen Flieger auf ihre Embleme.



Zeichnungen: Damski

„Ja, ja, was wäre die Technik ohne den Menschen!"

Wußten Sie schon . . .

. . . daß die polnischen Luftstreitkräfte innerhalb der letzten 15 Jahre 10 neue Strahlflugzeugtypen erhielten?

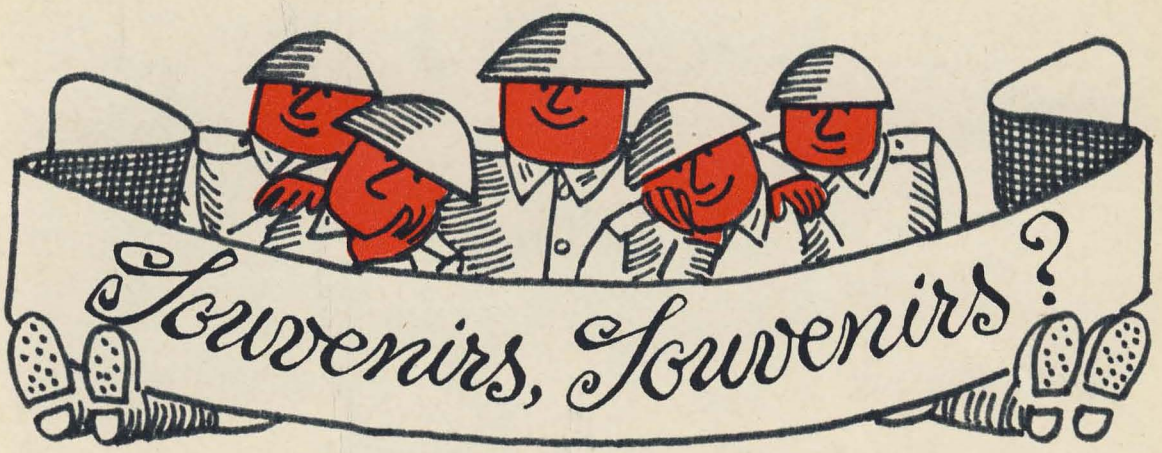
. . . daß eine moderne polnische mot.-Schützen-Division im Vergleich zu einer Infanteriedivision des zweiten Weltkrieges über das Sechzehnfache an Panzern, das Siebenunddreißigfache an Transportmitteln, das Dreizehnfache an automatischen Waffen und das Fünffache an Nachrichtenmitteln verfügt?

. . . daß man in der polnischen Volksarmee drei Stufen der modernen Datenverarbeitung unterscheidet? Zur „kleinen Mechanisierung" gehört die Verwendung von Hand- und elektrischen Rechenmaschinen, Diktaphonen, Miniphonen, Sprechanlagen, Funktelefonen, Magnetkarten sowie anderen technischen Mitteln, die den Kommandeuren und Stabseinheiten Zeit sparen helfen.
Die „mittlere Mechanisierung" beruht hauptsächlich auf dem Einsatz von Fakturier- und Buchungsmaschinen, vor allem im Leitungssystem der Rückwärtigen Dienste.
Kernstück der „großen Mechanisierung" sind elektronische Rechenmaschinen, die in Systemen arbeiten und meist in den Hauptrichtungen des Kampfes eingesetzt werden. Zu dieser Stufe zählen auch Anlagen zur Verschlüsselung und Durchgabe von Informationen unmittelbar vom Gefechtsfeld aus. Sie lassen sich an Funkgeräte oder Fernsprechlinien anschließen und erzielen höchsten Nutzeffekt, wenn sie direkt mit elektronischen Datenverarbeitungsmaschinen gekoppelt werden.

. . . daß Tausende Verpflichtungen zu Ehren des V. Parteitages der Polnischen Vereinigten Arbeiterpartei sowie des 25. Jahrestages der Polnischen Volksarmee übernommen und eingelöst wurden? Im Mittelpunkt standen und stehen die gegenseitige Ersetzbarkeit sowie die Entfaltung der Schrittmacherbewegung.
Die Angehörigen der Luftverteidigung verpflichteten sich darüber hinaus, 2600 Liter Blut zu spenden; davon rund 1600 Liter für Vietnam.

E. F.

Eine weitaus höhere Feuerkraft als früher verleiht diese polnische Mini-MPi den „strukturmäßigen Pistolenträgern" (siehe auch AR 7/1968, Seite 14). Theoretisch läßt sich die in den abgebildeten vier Magazinen enthaltene Munition (3 × 25, 1 × 15 Schuß) in 9 Sekunden abfeuern.



Das Kind im Manne regt sich. Auch, wenn er Soldat geworden ist – vielleicht sogar besonders stark. Und, ei der

Daus, was sehen wir denn da so alles, beispielsweise im Truppenteil Uhlig?

Wie die lieben Kleinen grapschen neuerlich auch manche Soldatenhändchen nach allem, was da so herumliegt – besonders nach blütenweißen Kragenbinden oder mattschimmernden Lederschlipsen. Hopplahopp sind die Patschhändchen auch schon dabei, sie zu „verzieren"; am liebsten mit Wäschetinte, weil Mutti die nicht rauskriegt und es sich so herrlich malemale machen läßt damit. O pardon, ich vergaß, daß sie soo klein ja nicht mehr sind – und gerade deswegen überzeugend beweisen, daß Narrenhände, die Tisch und Wände (und anderes!) beschmieren, keineswegs unbedingt immer Kinderhände sein müssen . . .

Souvenirs, Souvenirs.

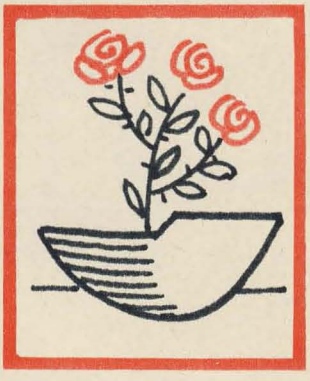
Sie zu sammeln, ist offenbar eine Zeiterscheinung, die mancher „Kinderkrankheit" nicht entbehrt. Da allerdings nur 12% der Genossen, mit denen AR sprach, es momentan noch mit „solchen Kinkerlitzchen" (Matrose Udo Arensen, 20) halten, darf man wohl annehmen, daß der Genesungsprozeß Fortschritte macht.

Den meisten gehen die Kragenbinden bereits bis an den Kragen!

Sie loben sich anderes.

Unterfeldwebel d. R. Hans-Jürgen Böttcher, 26, beispielsweise seine Vase, die „aus einer Granathülse gefertigt" ist. Während Stabsmatrose Gunter Rühl, 22, an einem Modell seines Küstenschutz-

schiffes bastelt, bleibt der Blick des Feldwebels d. R. Winfried Lehmann, 25, oft „an dem Miniaturpanzer hän-

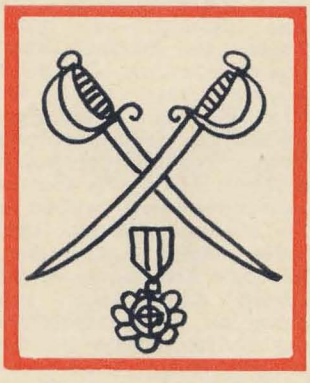


gen", den sich gleich ihm alle Genossen seiner Besatzung „zur Erinnerung an die Dienstzeit in der Nationalen Volksarmee gebaut haben". Bei dem Gefreiten d. R. Eberhard Woigk, 29, ist es „ein Abzugsbügel", der als Souvenir „vom ersten scharfen Handgranatenwurf am Schlüsselbund" baumelt. Im Zug des Unterleutnants Hans Burwig, 23, bemalt man „Seidentücher mit dem Berliner Wappen und anderen Symbolen der Hauptstadt, wobei selbstverständlich noch soviel Platz bleibt, daß sich die Kameraden einschließlich der Vorgesetzten handschriftlich darauf verewigen können"; darüber hinaus kaufen die Grenz-

soldaten paketeweise Streichhölzer auf, aus denen „unter ihren geschickten Händen Postentürme, kleine Kassetten und sogar das Brandenburger Tor entstehen".

Einhellig wird von allen Genossen bestätigt: Ein Erinnerungsgegenstand ohne die Unterschriften der Mitkämpfer ist in seinem (ideellen) Wert stark gemindert. Trotz des Strebens, ein Abbild der Waffe, des Fahrzeugs oder Gerätes, mit dem der einzelne als Soldat zu tun hatte, mit nach Hause zu nehmen, dominiert der Wunsch, wenigstens in den Schriftzügen auch ein Andenken aus dem eigenen militärischen Kampfkollektiv zu haben, von eben jenen Genossen, mit denen man achtzehn Monate oder länger zusammen gedient, gearbeitet und gelebt, mit denen man Freud und Leid geteilt, schöne und schwere Stunden verlebt hat.

Und so werden fleißig Unterschriften gesammelt: Auf dem „mit einem SPW bemalten weißen Taschentuch" (Gefreiter d. R. Wolfgang Buschmann, 26). Auf der „mit künstlerischen Ornamenten geschmückten Fotomontage" (Kanonier Hans-Peter Indwalla, 19). Auf dem „selbstgebastelten Raketenmodell" (Soldat Rudi Sperling, 22). Auf dem „Gruppenbild der Panzerbesatzung" (Stabsgefreiter Walter Krah, 20). Auf dem „eingerahmten Urlaubsschein" (Gefreiter d. R. Wilfried Kniebel, 25). Auf dem „Seidentuch für die Teilnehmer der Übung ‚Uranus'" (Unterwachtmeister Horst Wendt, 21). Auf dem „von gemeinsamen Fußballerfolgen kündenden Fotoalbum" (Flieger Uwe Haas, 20). Auf der „im Zeichenzirkel entstandenen Graphik" (Funker Torsten Hallig, 21).



Kinkerlitzchen und künstlerische Souvenirs also auch hier dicht beieinander, in trauter (?) Gemeinsamkeit.

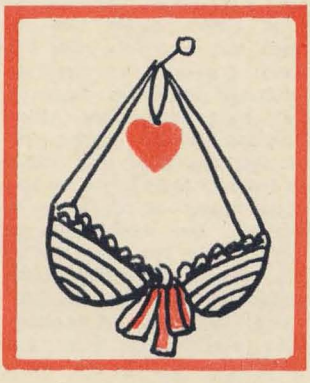
Mir scheint, gewisse Primitivitäten in der Andenken-Eigenproduktion lassen sich nur durch verstärkte erzieherische, geschmacksbildende Einwirkungen, durch niveau- und kulturvolle Äquivalente zurückdrängen und letztendlich vermeiden. Wenn allerdings in seiner FDJ-Gruppe, wie Unteroffizier Gerd Reißner, 22, berichtet, „solcherart Themen tabu sind, weil man fürchtet, dadurch eine ‚EK-

Stimmung' zu züchten", wird es wohl noch sehr lange dauern, bis die Kragenbinde ausschließlich ihrem gedachten Verwendungszweck dient . . .

Souvenirs, Souvenirs.

Will man wissen, warum sie so gefragt sind, muß man zunächst erkunden, was sie symbolisieren sollen.

„Den Wehrdienst natürlich, und zwar als einen bedeutungsvollen, den Menschen wesentlich formenden Lebensabschnitt", meint Gefreiter d. R. Hartmut Sabiela, 24. Aus der Sicht des bereits drei Jahre wieder im Zivilberuf Stehenden urteilt Unteroffizier d. R. Jürgen Fenske, 25: „Man ist dort reifer geworden und hat gelernt, viele Dinge, seien sie nun politischer oder wirtschaftlicher Natur, realer zu sehen, nicht nur von der rein persönlichen Seite. Außerdem bin ich seitdem selbständiger als früher, trete in vielen Situationen



sicherer auf, kann frei sprechen und alles klarer, exakter ausdrücken. Vor allem aber vermag ich jetzt viel besser mit Menschen umzugehen als vorher. Die Armee, das war schon eine gute Schule."

Vom Standpunkt der noch unmittelbar im militärischen Leben Stehenden geben folgende Genossen eine Wertung: „Besonders gefallen? Vielleicht die Kameradschaft unter den Genossen. Die war immer prima. Auch unter den Vorgesetzten hat man viele Freunde gefunden" (Gefreiter Volker Gruner, 20). „Bis jetzt hat mir die Armeezeit gut gefallen. Von den Verhältnissen hier habe ich jedenfalls einen guten Eindruck gewonnen" (Soldat Henry Stiel, 21).

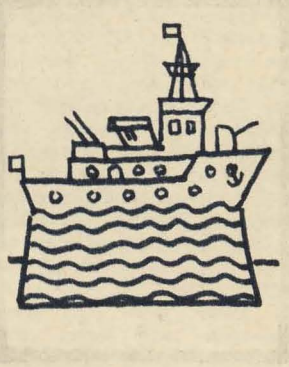
„Wenn ich im Herbst nach Hause gehe, tue ich das mit großem Elan. Ich fühle mich richtig aufgepulvert, in der Lage, Bäume auszureißen. Der Wehrdienst, das kann ich jetzt schon sagen, war für mich ein Erlebnis, das mir Kraft gegeben und mein Bewußtsein gefestigt hat, das mir half, zu einem klaren Standpunkt zu finden. Ich glaube, das wird mir helfen, in meiner sozialistischen Brigade besser zu arbeiten als vordem. Die Armeezeit war ein Erlebnis für mich, das ich nie vergessen werde" (Stabsgefreiter Frank Rabels, 23).

Viele, die meisten, nehmen sehr starke und sehr gute Eindrücke von ihrem Wehrdienst in der Nationalen Volksarmee mit – ebenso aber auch die äußeren Beweise guter militärischer Pflichterfüllung. Eine AR-Untersuchung bei 222 Soldaten des 3. Diensthalbjahres ergab zum Beispiel, daß jeder Zweite das Bestenabzeichen und das Abzeichen „Für gutes Wissen" trägt und jeder Vierte eine Klassifizierung erworben hat. Sechsundneunzig Prozent besitzen das Sportabzeichen. Und 77% wurden bereits mehrmals belobigt – als erfahrene Kämpfer und, um es bildlich auszudrücken, bewährte Kommandanten der „Roten Kampfwagen", mit denen die Armeeangehörigen zur Zwischenauswertung des sozialistischen Wettbewerbs zum 20. Jahrestag der Deutschen Demokratischen Republik fahren.

Gibt ihnen das nicht das Recht, außer den Erlebnissen,

die sie in sich tragen, auch etwas Äußerliches, einen selbst geschaffenen, nicht konfektionierten Gegenstand als Erinnerungsstück an ihren Wehrdienst mitzunehmen?

„Ich verstehe es durchaus", erklärt Generalleutnant Herbert Scheibe, 53, „daß jeder Genosse den Wunsch hat, neben dem Reservistenabzeichen auch etwas mitzunehmen, das ihn nicht nur allgemein an die Nationale Volksarmee, sondern unmittelbar an sein militärisches Kollektiv, an seine Kameraden und Genossen erinnert. Was das nun ist, welche konkrete Gestalt es hat – das sollte dem Einfallsreichtum der Kommandeure wie der Soldaten selbst überlassen



bleiben. Allerdings müßte es ein Gegenstand sein, der von Geschmack zeugt, mehr einen symbolischen Wert hat und natürlich der Würde des Wehrdienstes in einer sozialistischen Armee wie der unseren entspricht. Es muß etwas Bleibendes sein, das die persönliche Handschrift des Kollektivs trägt, und dem Reservisten, wenn er es in die Hand nimmt oder anschaut, Freude bereitet. Ich glaube, hier erwächst den FDJ-Organisationen – ohne sie nun ausschließlich darauf zu lenken – eine verantwortungsvolle und dankbare Aufgabe. Ich stelle mir das so vor, daß sie gemeinsam darüber sprechen, was ein würdiges An-

denken wäre und wie man es unter Mithilfe aller anfertigen kann. Diese Initiative ist auch unter dem Gesichtspunkt bedeutungsvoll, daß ja die Genossen nicht einfach entlassen, sondern in die Reserve versetzt werden, also damit weiter zu unserer Armee gehören. Ein wirklich gutes, nützliches und symbolhaftes ‚Souvenir' würde mithelfen, die Verbundenheit zwischen den aktiv dienenden und den in die Reserve versetzten Armeeangehörigen zu festigen."
Es geht hier weniger um Andenken, die – wie Unteroffizier d. R. Wolfgang Anhut, 25, es nennt – „zentral herausgegeben werden", sondern um das, was jedes Kollektiv selbst tun kann.
Oberstleutnant Joachim Dietrich, 38, denkt dabei an „gravierte Tafeln mit Ornamenten der Waffengattung", Soldat Rainer Schaller, 21, an „künstlerischen Zimmerschmuck mit militärischen Motiven" und Matrose Ulli Weißgerber, 19, an „Darstellungen des Dienstes bei der Volksmarine". Karl-Heinz Gummich, 36, als Chefredakteur bei der Berlin-Werbung um gute Ideen nicht verlegen, könnte sich vorstellen, daß man den besten Grenzsoldaten der Hauptstadt „eine Nachbildung des Säbels überreicht, mit dem der Berliner Schlosserlehrling Ernst Zinna 1848 auf den Barrikaden kämpfte". Und Soldat Hans Kutzner, 20, wäre bereit, sich selbst auch finanziell an einem „kleinen Album" zu beteiligen, das „einen Einblick in den Dienst der Einheit gibt, dokumentarisch die Höhepunkte in der Ausbildung – Teilnahme an Übungen, Ergebnisse im sozialistischen Wettbewerb usw. – zeigt, ein Gruppenbild und natürlich auch ein persönliches Wort der unmittelbaren Vorgesetzten enthält".
Bei Major Olaf Hoffmann, 39, sind „Erinnerungsgeschenke für die in die Reserve versetzten Genossen schon zur guten Tradition geworden. So zum Beispiel aus Geschoßhülsen gefertigte Feuerzeuge, für deren Herstellung – eine gemeinsame Initiative des Kommandeurs, der Partei- und FDJ-Leitung – die Genossen viel Liebe, viel Mühe und viele freie Zeit aufwenden. Natürlich wird das Geschenk nur denen überreicht, die ihren Dienst bis zur letzten Stunde diszipliniert versehen. Die zweite Art unserer ‚Geschenkkollektion' ist ein metallener Leuchter, dessen Kerzenhalter auf der Kurzbezeichnung (WFM) unserer Dienststelle ruhen. Durch die sinnvolle Formgestaltung und die gute handwerkliche Fertigung wirkt er auch geschmacksbildend. Unsere Genossen freuen sich immer wieder auf diese ‚Souvenirs'. Da sie unter ihren Händen entstehen, haben sie einen ganz besonderen Wert – den Wert, den Dinge nun einmal besitzen, die man nicht nur schlechthin in die Hand gedrückt bekommt, sondern die man gemeinsam geschaffen hat, zusammen mit Kameraden und Genossen, mit denen man in der Nationalen Volksarmee ein wichtiges Stück seines Lebensweges gegangen ist."

Mitarbeit

Sylvia Bergmann,
Jutta Linke,
Karin Munzer,
Hannelore Wendt,
Oberstleutnant
Heinz Ebert,
Offiziersschüler
Bernd Hunold,
Leutnant
Wolfgang Mathees,
Hauptmann d. R.
Alfred Schmidt,
Unterfeldwebel
Hans-Dieter Thom.

Illustrationen: Paul Klimpke

„Souvenirs", faßt Gefreiter Jens Urban, 20, zusammen, „können schöne, nützliche, echte Freude bereitende Andenken sein, aber auch ziemlich wertloser Plunder, der weder zu etwas nütze ist noch eine bleibende Erinnerung darstellt. Wohin sich am Ende die Waage neigt, hängt von uns selbst ab. Denn das Gute ist dabei ebenso in unsere Hand gegeben wie das Schlechte, Billige, Kitschige, Geschmacklose. Von allein findet nicht gleich jeder zu dem Gegenstand seiner Armee-Erinnerung, der wirklich Bestand hat und wirklich etwas Bleibendes verkörpert. Darum halte ich es für sinnvoll und notwendig, darüber auch und gerade im Kollektiv zu sprechen, gemeinsam Ideen auszubrüten, zu knobeln und zu basteln – um eben die Kragenbinde Kragenbinde, den Lederschlips (unbefleckt) Lederschlips und das Gummitierchen Kinderspielzeug sein zu lassen."
Nichts anderes wollte ich auch mit dieser Umfrage. Weswegen ich allen, die's angeht, nur recht viel Freude beim sinnvollen Basteln sinnvoller Souvenirs wünschen kann.

Ihr

Karl Heinz Freitag

Im Herzen des Schiffes

Vor knapp vier Stunden hatte sich Joachim Wittig erst hingelegt. Die untergehende Sonne lag gerade wie ein glühender Feuerball auf der Kimm. Ihre schwachen Strahlen brachen sich tausendfach auf den Wellen, und das Meer glich einer brodelnden Silberschmelze. Inzwischen ist es dunkel geworden. Das Küstenschutzschiff „Friedrich Engels" läuft seinen befohlenen Kurs in ein anderes Seegebiet, wo es eine neue Gefechtsaufgabe zu lösen hat.

„Zweite Wache – klarmachen zum Raustreten!"

Wie aus weiter Ferne dringt aus dem Lautsprecher das Kommando des Wachoffiziers in das Bewußtsein des Stabsmatrosen Wittig. Gähnend wälzt er sich auf seiner Koje herum und blinzelt zur Uhr. Ist die Freiwache schon wieder herum? Tatsächlich!

Vier Stunden Wache, vier Stunden frei – der Rhythmus ist zermürbend; die Übung läuft heute bereits den vierten Tag.

Schon vor Beginn der Übung hatte es für die Männer des Maschinen-Gefechtsabschnittes wenig Ruhe gegeben. Der Backbordkessel mußte bis zum Auslaufen noch gefegt werden. Joachim Wittig und andere Genossen arbeiteten freiwillig 26 Stunden ununterbrochen. Bei 45 Grad Hitze, die der Kessel noch immer ausstrahlte. Wie Schornsteinfeger hatten sie danach ausgesehen. Den Tag Sonderurlaub haben sie sich wahrhaft im Schweiße ihres Angesichts verdient.

„Raustreten!"

Im Windschatten des Flakstandes auf dem Achterdeck tritt die Maschinenwache an. Eine kühle Brise vertreibt die letzte Müdigkeit. Der Wachingenieur richtet einige Worte an die Männer mit den schwarzen Lederanzügen und den schneeweißen Schweißtüchern, dann gehen sie auf ihre Gefechtsstationen.

Während Joachim Wittig dem Niedergang zustrebt, blickt er noch einmal flüchtig über die Reling. Zäh und schwarz gleiten die Wellen an der Bordwand vorüber. Es ist eine sternklare Nacht. Nur fern am Nordhimmel liegt ein blasser heller Lichtstreifen über der Kimm und läßt die „Helle Nacht" ahnen, die jetzt über Nordeuropa liegt.

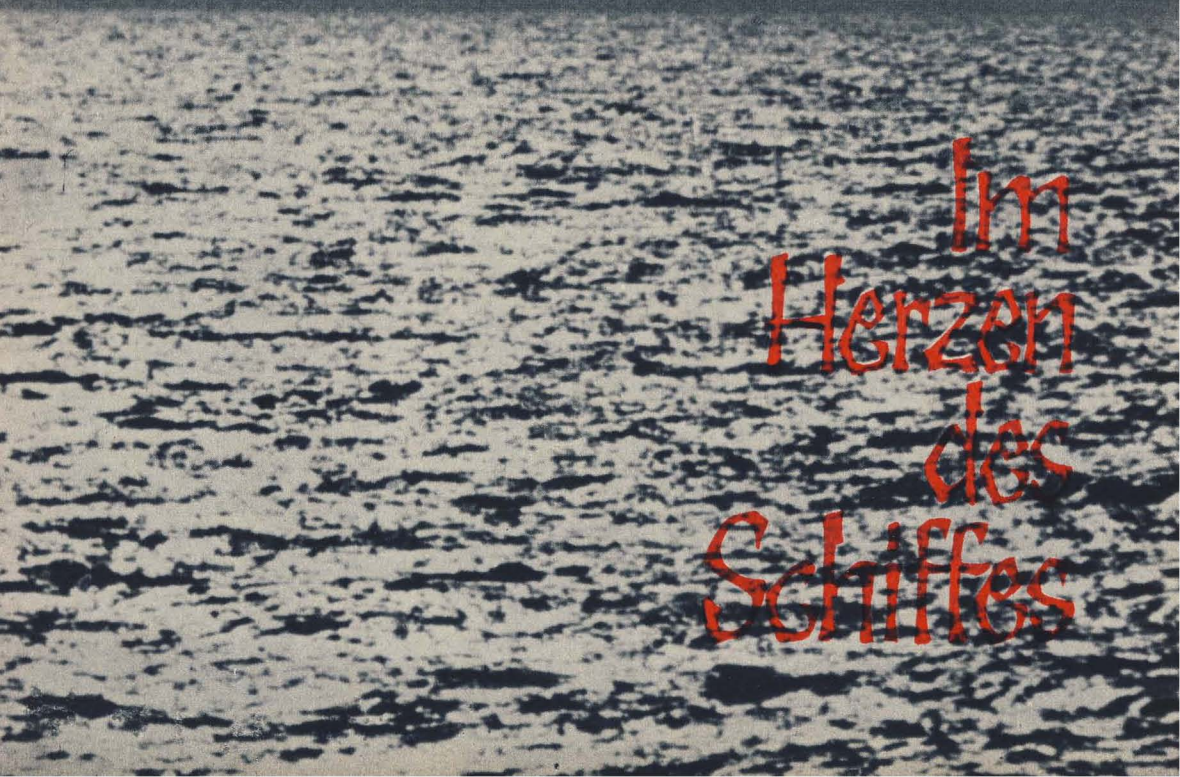
Schon ist Genosse Wittig im Gebläseschott. An der erhitzten Metalleiter gleitet er flink in den Kesselraum hinab. Atembeklemmende Hitze schlägt ihm entgegen. Hier, zwischen glühend heißem Rohrgewirr, Meßinstrumenten, Ventilen und Schiebern, ist sein Reich.

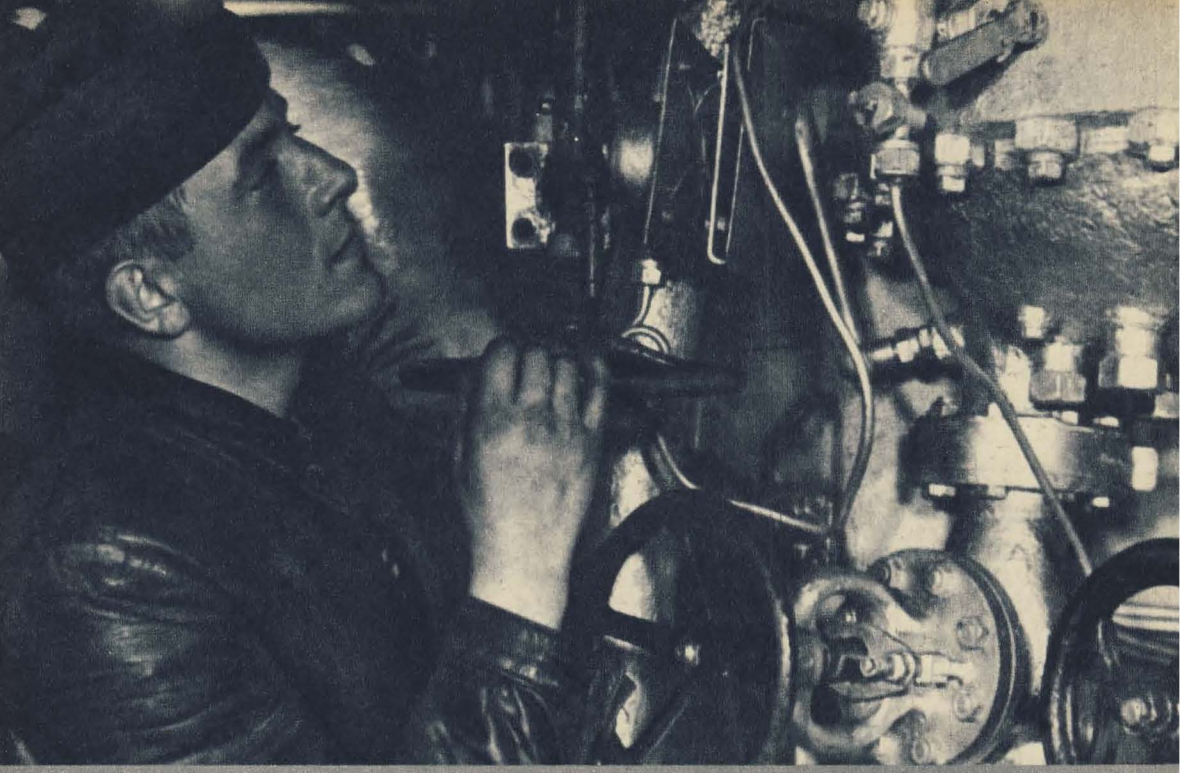
Am Fahrstand des Kesselfahrmaaten wirft Joachim einen kurzen Blick auf das Raumthermometer. Zum Glück nur 40 °C! Im Luftwirbel der großen Lüfter läßt es sich schon aushalten. Wären sie abgestellt und die Oberlichter geschlossen, was Genosse Wittig beim übungsmäßigen Atomalarm schon x-mal tun mußte, dann würden hier über 70 °C herrschen ...

Von seinem wortkargen Vorgänger übernimmt Joachim den Dienst. Er liest den Stand der Manometer, Thermometer und Wasserstandsmesser ab, überprüft die letzten Eintragungen im Tagebuch.

„Na, dann gute Hundewache!"

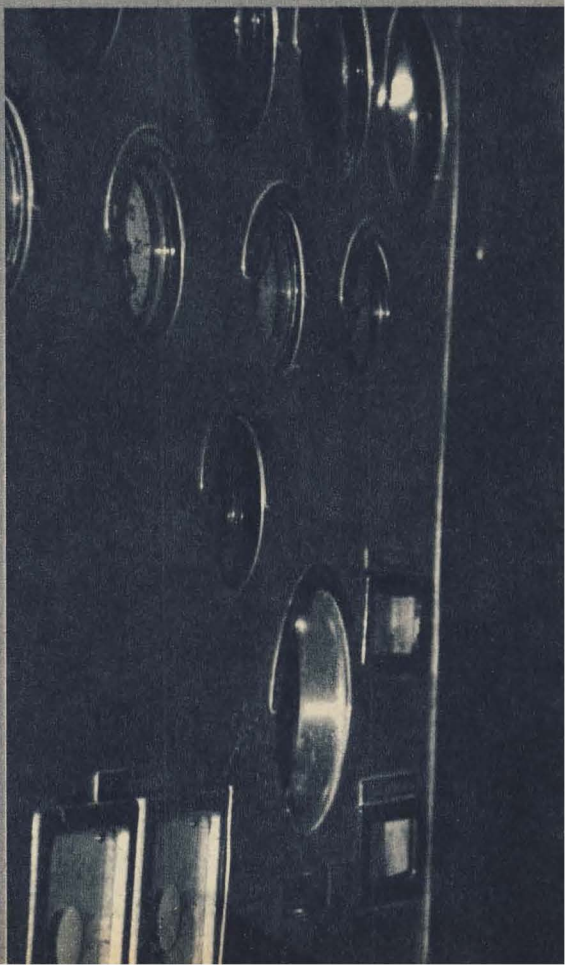
‚Hundewache', grübelt Stabsmatrose Wittig vor sich hin. Zwischen null und vier Uhr kämpft jeder Seemann gegen Müdigkeit. Als Kesselfahrmaat muß er aber jederzeit präzise





Rohre, Leitungen, Ventile, Meßinstrumente und Handräder – für einen Laien verwirrend in ihrer großen Vielfalt – sind das Reich des Maschinengasten.

Am Fahrstand steht Stabsmatrose Joachim Wittig. Sein blendendweißes Halstuch ist kein Zierstück, sondern notwendiges Abwehrmittel gegen Schweißbäche.



arbeiten. Zu groß ist seine Verantwortung. Würde Hochdruckdampf von 300 °C Hitze und mit 25 kp/cm² Druck explosionsartig ins Freie entweichen, wären die Folgen unübersehbar... Der 21jährige Betriebsschlosser aus dem VEB Stahlbau Berlin lauscht in das vielstimmige Fauchen seiner Anlage. Er kennt jedes Geräusch und weiß, daß die Maschinen normal laufen. Jeder fremde Ton wäre ihm ein Signal. Selbst das beste Material kann einmal ermüden. Und es wäre sehr gefährlich, wenn aus schadhaften Dichtungen Heißdampf unsichtbar entweichen würde. Aufmerksamkeit ist also stets geboten.

Joachim Wittig wird den Respekt vor den starken Kräften seiner Maschinenanlage nie gänzlich los. Er ist stolz darauf, daß er als Stabsmatrose bereits die Arbeit eines Fahrmaaten verrichten kann. Nicht nur für einen Teil der Maschinenanlage trägt er die Verantwortung,

sondern auch für die sieben Matrosen seiner Gefechtsstation. Dieses Vertrauen hat er sich durch gleichbleibend gute Leistungen verdient. Zwei Bestenabzeichen und die Klassifizierungsspange Stufe II stecken an seiner Uniformbluse. Dazu hat er die staatliche Kesselwärterprüfung in der Tasche, ein zweiter Beruf. Nicht umsonst wählten ihn die Genossen zum FDJ-Sekretär des Gefechtsabschnittes.

Die Männer im Maschinen-Gefechtsabschnitt sind nicht zu beneiden. Signalgast, Funkmeßgast, Artillerist, Rudergänger und Torpedogast – alle an Oberdeck können beobachten, wo sich ihr Schiff bewegt, wie die Gefechtshandlungen ablaufen. Dazu genießen sie noch die frische Seeluft. Die Maschinengasten dagegen hören nur das gleichmäßige Dröhnen der Maschinen, sehen nur ihre Anlagen, schwitzen aus allen Poren und atmen ständig die heiße, ölige Luft. Nur über die Signalanlage sind sie mit der Außenwelt verbunden. Höchstens aus den Kommandos, die ihnen von oben übermittelt werden, können sie erahnen, was auf Oberdeck vor sich geht. Ihre Waffen, mit denen sie kämpfen, das sind die Antriebsmaschinen, Hilfsmaschinen und Kraftanlagen, sind ihre Kenntnisse und Fähigkeiten, jederzeit Antrieb, Kraftstrom für alle Gefechtsstationen und die Manövrierfähigkeit des ganzen Schiffes zu gewährleisten.

An diese spezifischen Bedingungen hat sich Joachim Wittig in den Jahren seiner Dienstzeit längst gewöhnt. Er liebt seine Maschinen, überwacht sorgfältig ihren rhythmischen Lauf. Und das wiegt vieles auf.

„Maschinen große Fahrt voraus!"

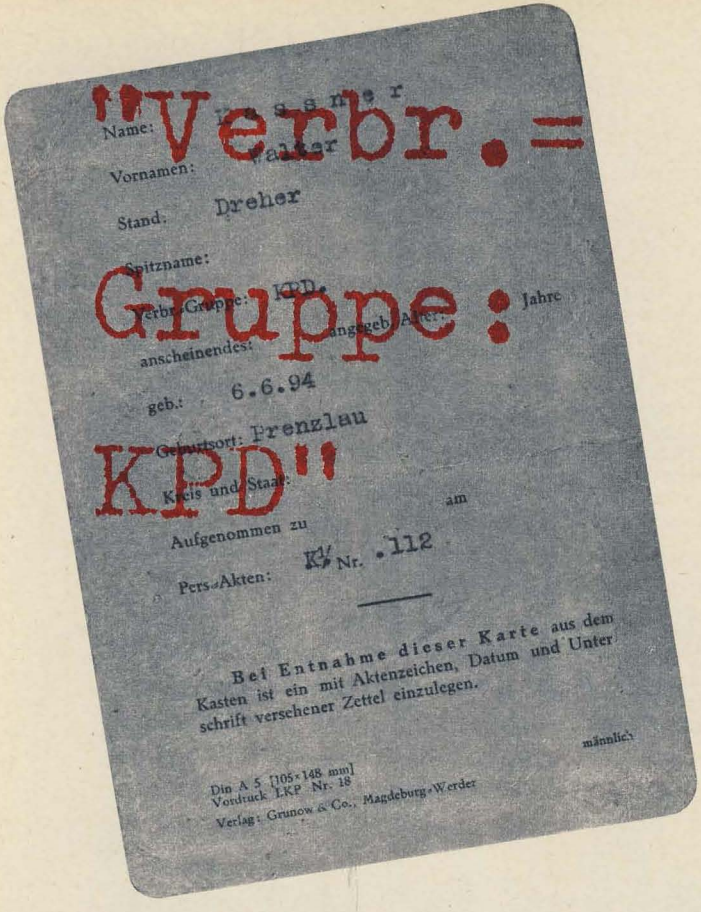
Das Schrillen des Maschinentelegrafen reißt Joachim Wittig aus seinen Gedanken. Schnell quittiert er das neue Kommando und legt mehr „Kohlen" auf, indem er an jedem Kessel einige Ölbrenner mehr zuschaltet. Das Herz des Schiffes schlägt nun schneller und kräftiger.

„Ob wir jetzt zum Angriff übergehen?" fragt, im Tosen der Kessel brüllend, Stabsmatrose Groß den Fahrmaat.

Stabsmatrose Wittig zuckt mit den Schultern und nickt seinem Genossen zu. Dann trägt er die höhere Drehzahl der Turbinen in das Maschinentagebuch ein.

Das Schiff hat das befohlene Seegebiet erreicht. Der Fahrmaat und die Männer seiner zweiten Wache werden bei den Gefechtshandlungen des Schiffes mehr Maschinenmanöver zu fahren haben als bei der Überfahrt. Sie werden auch diese Aufgabe erfolgreich lösen. Das sind sie sich selbst und dem Kollektiv ihrer gesamten Besatzung schuldig.

Kapitänleutnant (Ing.) Dieter Flohr


"Verbr.-Gruppe: KPD"

Name: [illegible]
Vornamen: Walter
Stand: Dreher
Spitzname:
Verbr.-Gruppe: KPD.
anscheinendes: Angegeb. Alter: Jahre
geb.: 6.6.94
Geburtsort: Prenzlau
Kreis und Staat:
Aufgenommen zu am
Pers.-Akten: K/ Nr. 112

Bei Entnahme dieser Karte aus dem Kasten ist ein mit Aktenzeichen, Datum und Unterschrift versehener Zettel einzulegen.

männlich

Din A 5 [105×148 mm]
Vordruck LKP Nr. 18
Verlag: Grunow & Co., Magdeburg-Werder

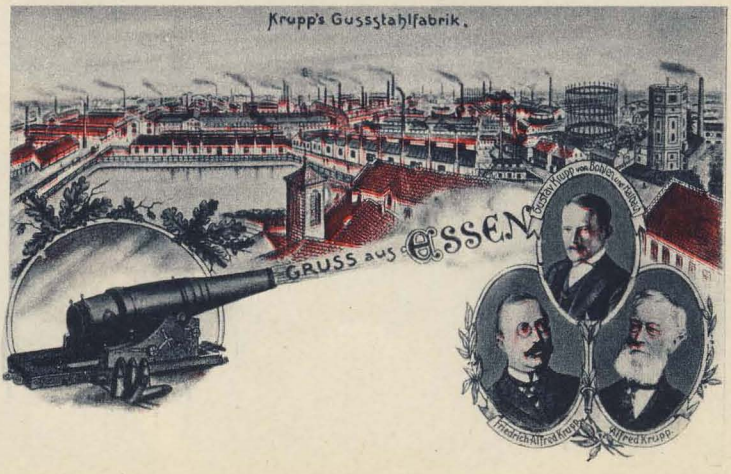
Ursprünglich wollten wir von ihm nur ein paar Auskünfte für einen kleinen Beitrag zur Geschichte Magdeburgs. Aus dem kurzen aber wurde ein vierstündiges Gespräch. Und dem ersten folgte ein zweites. Obwohl kränklich und schon 74, sprach er voll Feuer und Energie: daß er insgesamt drei Uniformen getragen habe – die vom Kaiser auferpreßte, die aus dem eigenen schmalen Geldbeutel gekaufte des RFB, den dem „Lebenslänglichen" von den Nazis verpaßten Sträflingskittel; über das Zeichen zum Generalstreik, das er mit einer roten Fahne im Krupp-Gruson-Werk 1918 gab, über die illegale Sitzung des Zentralkomitees der KPD 1933 in Ziegenhals, an der er als Kandidat des ZK teilnahm, über die arbeits- aber auch freudereichen Jahre als Bürgermeister Magdeburgs unmittelbar nach 1945. Endlich holte er die „Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung" hervor: „Damit ihr nicht denkt, der Alte schwätzt." Ja, da steht mehrmals schwarz auf weiß der Name: „Walter Kaßner".

„Genosse Kaßner! Man wird nicht als Soldat geboren. Aber man kommt auch nicht als Revolutionär auf die Welt?" – „Die ‚Schuld' an meiner Entwicklung, Genossen, tragen im Grunde meine Freunde und meine Feinde." Und da waren wir sogar mitten in einem brennenden Thema.

Schaut euch diese Postkarte an. „Gruß aus Essen". Wie liebenswert das doch klingt, nicht wahr? Und wie ehrenwert die Herren Kapitalisten aussehen. Aber wie zynisch das war, erkannte der Absender nicht, der sie 1910 an den Kanonier Kipping bei der „westfälischen Feldartillerie" schickte. Zu der Zeit hatte Krupp bereits 27 000 Geschütze ins Ausland verkauft. Vielleicht wurde Kanonier Kipping vier Jahre später von einem „Gruß aus Essen" getötet? Der Walter Kaßner wurde ja nur verschüttet. Vielleicht war ein Kruppzünder der auslösende Anlaß? Krupp hatte ja die Lizenz für sein Doppelzünderpatent an Vickers & Armstrong zu 1 Schilling 3 Pence je Stück verkauft. Glaubt mir, dieses Krupp- und Kroppzeug hat heute wie gestern nicht die Nation, sondern nur ihre Schillinge, Märker und Dollars im Sinn, mögen sie sich auch überschlagen mit Parolen wie „Gruß aus Essen" und „Wir sind doch alle Deutsche".

Natürlich war mir das noch nicht so klar, als ich im Oktober 16 „arbeitsverwendungsfähig" ins Magdeburger Krupp-Gruson-Werk abkommandiert wurde. Aber der Hunger, die Ausbeutung und die Opfer der Materialschlachten ließen uns die Fronten klarer sehen.

Im Januar 18 legten unter Führung ihrer revolutionären Vertrauensleute in Magdeburg u. a. 10 000 Kruppianer die Ar-



Im befreiten Magdeburg (links: Wilhelm Pieck, Mitte: Walter Kaßner als Bürgermeister).

beit nieder. Schluß mit dem Krieg sollte sein. Aber anderentags hatte General Groener Plakate ans Werktor hängen lassen: „Wer streikt ist ein Hundsfott und hat mit den härtesten Strafen durch die Kriegsgerichte zu rechnen." Nach dem diesmal noch verlorenen Streik wurden 3000 „Hundsfötter" allein aus unserem Werk an die Front geschickt. 25 Jahre später, als ich im Zuchthaus in Halle saß – und, weiß der Himmel warum, die Nazis mir einen „Ausschließungsschein" für die Wehrmacht schickten –, marschierte jene Jugend in den imperialistischen Krieg, von der Hitler gefordert hatte, „hart wie Kruppstahl" zu sein. Für manchen einst eine pädagogisch wertvolle Losung! Aber wenn man dem Feind Aug' in Auge gegenübersteht, erkennt man sein wahres Gesicht. Ja, unsere Jugend hat es in dieser Hinsicht heute etwas schwerer.

Übrigens: Als Krupp 1947 oder 48 aus dem US-Gefängnis entlassen wurde – Gefängnisse sollen nie Folterhöllen sein, wie ich sie bei den Nazis erlebte, aber Krupp hatte eine Zelle mit allem Komfort – als Krupp also aus dem Gefängnis, vorzeitig natürlich, entlassen wurde, sprach er: „Die Firma Krupp

Walter Kaßner 1928 als Leiter des RFB Gau Magdeburg/Anhalt.

wird nie mehr Kanonen produzieren." Aber halb zog es ihn, halb sank er hin! Bald stieg der Familienbetrieb wieder ins Rüstungsgeschäft ein. Sicher, die Krupp AG ist heute nicht d e r „Kanonen"-König. Das sind Siemens, Telefunken, die IG-Farben und andere. Aber das ist doch nur eine Folge der technischen Entwicklung. Die Krupps als Klasse, als System sind „drüben" wieder die Könige, vor deren „Grüße aus Essen" man auf der Hut sein muß.

Aber ist es in einer bürgerlichen Demokratie oder unter dem Faschismus nicht anders als in Kriegszeiten?

Dem Kaiserreich war ich nicht Bürger genug, und nicht der Republik. Denn der Arbeiter Walter Kaßner war ein Habenichts, der obendrein nicht den Rücken krümmte vor Herrn Krupp. Deshalb warf ein Krupp-Direktor 1920 den roten Betriebsrat Kaßner auf die Straße. 6000 Kollegen streikten, forderten meine Einstellung. Umsonst. Damals wie heute duldeten Krupp & Co. keine Mitbestimmung der Werktätigen. Eher senden sie ihre Vasallen in Parlament und Regierung, zum Beispiel den ehemaligen Krupp-Direktor Stoltenberg als „Wis-

senschaftsminister". Studenten und Wissenschaftler, die weniger Geld für die Rüstung und mehr für das Studium und die Forschung forderten, hieß Stoltenberg Totengräber der Demokratie.

Ja, Weimar war eine bürgerlich-parlamentarische Demokratie, und in der Bundesrepublik ist sie noch nicht ganz beseitigt. Wir revolutionären Arbeiter standen immer auf der schwarzen Liste. Von der politischen Polizei Magdeburgs wurde ich als Verbrecher geführt. 1945 fanden wir eine Karteikarte mit meinen Personalien. Unter „Verbrechergruppe" stand: „KPD"! Meint ihr etwa, das hat mich überrascht?

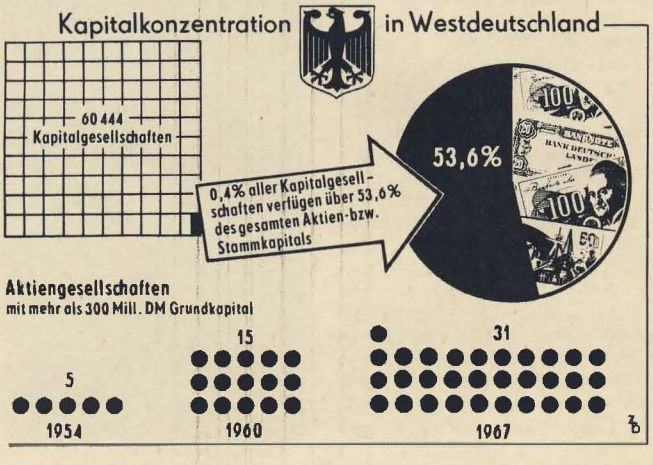
Und schwarze Listen gibt es in Westdeutschland auch wieder. Der Verfassungsschutz hat vorgesorgt, damit in Zeiten des Notstandes die Demokraten schneller in „Schutzhaft" geworfen werden.

Zur Genüge lernte ich als Abgeordneter auch die Parlamente der Weimarer Republik kennen. Im Preußischen Landtag sprach am 23. Mai 1932 Genosse Pieck gegen die Terrorisierung der Arbeiter durch Polizei, Justiz und nazistische Schlägerbanden. Ich erinnere mich daran, als ob es heute wäre. Er rief den Nazis zu: „Ihre Partei hat den ständigen Mord an revolutionären Arbeitern in Deutschland eingeführt". Die Nazis brüllten darauf: „Raus, raus. Holt den Hund runter!" Und sie begannen handgreiflich zu werden. Gegen eine vierfache Übermacht verteidigten wir unseren Genossen Pieck. Parallelen zu Westdeutschland sind doch nicht zufällig, Genossen. Der Demokratenmord hält Einzug. Neonazis mit und ohne Uniform schossen bereits oppositionelle Studenten nieder. In den Länder- und Städteparlamenten haben die Faschisten wieder Sitz und Stimme. Die Kommunisten jedoch werden seit zwölf Jahren verfolgt. Ohne sie läßt sich der Notstand leichter ausrufen – damit eines Tages Krupp seine Kanonengrüße auch nach Magdeburg schießen kann.

Die Geschichte bewies unzählige Male: Es sind auch deutsche Arbeiter darunter, die auf ihre deutschen Klassenbrüder schießen.

Achtzehn im November drehten wir die Waffen um. Am 6. November war ein Matrose aus Kiel nach Magdeburg gekommen, uns die Nachricht vom Aufstand zu überbringen. Auf dem Hauptbahnhof wollte er dem diensthabenden Offizier die Schulterstücke runterreißen, denn jetzt befahlen die Arbeiter im Soldatenrock. Der Offizier erschoß unseren Kameraden. Wir beschlossen: Generalstreik. Am 8. November wurde auf dem Domplatz die Revolution ausgerufen. Mittags

Düsseldorf am Max-Platz: Sie nennen sich Christlich-Demokratische-Union und Christlich-Soziale-Union, im Hintergrund aber stehen die Monopole.



trat die Garnison zu uns über. Ich wurde in den Arbeiterrat gewählt. Doch wir jungen Revolutionäre waren noch zu unerfahren, die Schliche und Ränke der Reaktion zu durchschauen. Sie entwaffneten uns, ließen die „Sozialisierung marschieren" und die Freikorps aufmarschieren. Im April 1919 fielen konterrevolutionäre Truppen des Generals Maercker in Magdeburg ein. Im Hagel ihrer Kugeln fielen neun unserer Kameraden. Deutsche hatten auf Deutsche geschossen.

Den deutschen Soldaten, die nach der Oktoberrevolution gegen die junge Sowjetmacht kämpften, sagten wir revolutionären Arbeiter: Hände weg von Sowjetrußland! Wer gegen unsere russischen Brüder die Waffe erhebt, ist auch unser Feind. Es ist also nicht eine Frage der Nationalität, wer Freund ist und wer mein Feind. Das ist eine Klassenfrage. Der Feind schoß 1918 auf uns, wie er es 1919 und 1923 tat. Er erschoß Ernst Thälmann – ich sehe unseren „Teddy" noch, wie er erregt und warnend auf der illegalen ZK-Tagung in Ziegenhals sprach. Heute, Genossen, arbeite ich im Stadtbezirk Mitte in Berlin in der Kreisleitung und ihrer Veteranenkommission. (Mehr erlaubt mir meine Gesundheit nicht.) In diesem Stadtbezirk wurden Eure Genossen Peter Göring, Reinhold Huhn und Egon Schultz erschossen. Es ist gefährlich zu glauben, der Arbeiter im Rock der Bundeswehr wird nie auf den Arbeiter im Rock der NVA schießen! Bedenkt immer: Er ist geistig als Mordwerkzeug der Krupp, Thyssen und Kiesinger manipuliert.

Und deine Freunde, Genosse Kaßner?

Da gäbe es viel zu erzählen. Und man möchte es gar nicht, um keinen auszulassen.

Mein Freund war der Spartakist Albert Große, der mir einst bei Krupp-Gruson half, das Geheimnis des Krieges zu erkennen. Und das sind auch die FDJler des Betriebsschutzes im heutigen Ernst-Thälmann-Werk, bei denen ich kürzlich weilte, weil sie sich den Namen des von den Nazis bei Krupp-Gruson verhafteten und hingerichteten Jungkommunisten Reinhold Julius geben wollen. Und viele Mitstreiter mit Geburtsdaten zwischen denen Albert Großes und dieser Jugendfreunde. Auch den Genossen Hermann Matern zähle ich dazu, mit dem ich über 10 Jahre zusammenarbeitete, als dessen Nachfolger ich in Magdeburg Bezirkssekretär wurde und der u. a. vor 33 einige Male in unserer Wohnung schlief. Da sind auch viele SPD-Genossen, mit denen wir uns nach 1945 die Bruderhand reichten. Nicht zu meinen Freunden zähle ich natürlich jenen heutigen Bonner SPD-Minister Wehner – zu einem illegalen Treff mit mir war er übrigens aus irgendeinem Grunde 1933 nicht erschienen –, der wegen Feigheit aus der Partei ausgeschlossen wurde und zu einem so üblen Verräter an der Seite der Krupps geworden ist. Aber das ist es ja: Die übergroße Mehrheit unserer Genossen hat treu und mutig gekämpft. Und deshalb ist die Frage nicht ganz richtig. Meine Freunde sind nicht nur alle jene, denen ich die Hand geschüttelt habe. Meine und unsere Freunde sind alle Menschen auf der Welt, die gegen die Krupps und den Krieg kämpfen, voran natürlich die Genossen unserer Partei, auch die Genossen in der Sowjetunion, deren Existenz uns in der Zuchthauszelle immer wieder Kraft gab und die ich am letzten 1. Mai mit meiner Frau wieder besuchen konnte. Und da bin ich bei einem Freund, den ich vielleicht besser als alle anderen kenne, bei einer Art Freundschaft, die sich jeder junge Mensch suchen und bauen sollte. Ich meine meine Frau.

Im Sommer neunzehn sah ich sie in einem Streiklokal zum erstenmal. ‚Ob sie schon organisiert sei? Auch sie müsse Mitglied der Gewerkschaft werden.' Und dann fragte ich eben: „Fräulein, wollen wir nicht mal ausgehen?" Sie klopfte auf den Busch: „Seien sie ruhig, sie sind doch verheiratet?!" – Einundzwanzig haben wir geheiratet.

Und wie war das, Genossin Kaßner, verheiratet zu sein mit einem „Lebenslänglichen?"

Ich weiß nicht mehr, wie oft sie mich ins „Braune Haus" am Domplatz holten. Die Gestapo wollte seinen Aufenthalt wissen. Sie erhofften eine schwache Frau in mir – und irrten! Wenn sie zur Haussuchung kamen, öffnete ich alle Fenster: „Wir haben nichts Schlechtes getan. Die Leute können sehen, was hier los ist." – Wir spürten die stille Hilfe der Partei. Ich hatte zu einigen Genossen Verbindung; darunter waren Walters alter Freund Fritz Rödel und Martin Schwantes. Beide hatten in Magdeburg eine illegale Widerstandsorganisation aufgebaut und wurden noch im Februar 1945 hingerichtet. Ich mußte mich natürlich um Arbeit bemühen, wollten unser Sohn und ich zu essen haben. Als ich im Rüstungsbetrieb Polte nachfragte, sah ich zufällig hinter dem Namen Kaßner ein rotes Kreuz. Für uns gab es dort keine Arbeit. – Nicht nur einmal verlangte die Gestapo, daß ich mich scheiden lassen solle. „Warum", sagte ich, „mein Mann ist ein edler Mensch, der tut nichts Schlechtes." Und als ich ihm nach zwölf Jahren Trennung sein Mitgliedsbuch der KPD übergab, wußte er, daß ich ihm und unserer Partei treu geblieben war.

Noch einmal nahm Genosse Kaßner das Wort:

In der DDR haben wir uns unseren sozialistischen Staat geschaffen. Für ihn gaben die Besten ihr Leben. Es ist Ehrensache jedes Bürgers, ihn zu schützen. Und ist es nicht eine Zuversicht, daß unsere Partei, daß unsere Idee die mutigsten und standhaftesten Kämpfer hervorgebracht hat? Und das galt nicht nur gestern. Denkt nur an Vietnam. Das gilt auch heute und gilt auch für morgen und für alle Zeiten.

Soldaten schreiben für Soldaten

man es sich versah, sprang er noch einmal in den Graben.
Leutnant Schulz machte zwar zunächst ein saures Gesicht, aber dann stimmte er in unser Gelächter mit ein, denn unser Genosse K. war sowohl ein guter Soldat als auch ein fideles Haus und für solche spontanen lustigen Streiche bekannt. Er wurde zurückgeschickt, mußte aber dafür das gesamte Revier reinigen.

Uffz. Schiedlofski

Schlagfertig

Erste Sauberkeitskontrolle bei den Neueingestellten durch Hauptfeldwebel Krüger. Fast alle Genossen hatten nicht ganz saubere Kämme. „In sieben Minuten stehen Sie wieder vor mir, aber dann will ich keine Fussel mehr sehen!"
Die Soldaten spritzten davon. Aber einer blieb ruhig stehen.
„Und was ist mit Ihnen?" fragte Genosse Krüger. Der Angeredete zog als Antwort wortlos die Mütze vom Kopf. Eine Naturglatze kam zum Vorschein. Doch Hauptfeldwebel Krüger griente und sagte ruhig:
„Auf was warten Sie noch? In einer Minute sind Sie wieder hier und zeigen mir einen sauberen Staublappen vor. Abtreten!"

Soldat Dieter Müller

"Zu Befehl"

Als ich noch Unteroffiziersschüler war, mußten wir eines Tages auf unseren Taktik-Acker und u. a. ‚Überwinden eines Grabens' üben. Wir kamen alle mit einem Sprung hinüber, nur der Genosse K. – ein Kerl von 1,90 m und kräftig – kam kurz vor der Grabenwand auf. Anstatt sich nach vorn fallen zu lassen, kippte er nach hinten, und versank mit beiden Stiefeln im Schlamm. Als er sich an das Ufer gerappelt hatte, goß er seelenruhig das Wasser aus den Stiefeln. Der Zugführer, Leutnant Schulz, der an den bevorstehenden 10-km-Marsch dachte, sagte ärgerlich: „Machen Sie das nochmal, dann schicke ich Sie zurück!"
„Zu Befehl!" antwortete Genosse K., und ehe

"Parole?!"

Es war in der Umgebung des Schießplatzes in . . . Ein Absperrposten war von seinem Vorgesetzten mit den Worten eingewiesen worden: „Sie lassen hier niemanden durch, der nicht die Parole kennt, und wenn es der Kaiser von China wäre."

Wie es sich so trifft, kommen kurze Zeit später drei, vier Wolgas angefahren. Der Soldat stoppt die Kolonne. Im vordersten Wagen wird ein Fenster heruntergelassen, und ein General schaut heraus.

„Was ist los, warum lassen Sie uns nicht durch?"

„Erst die Parole," antwortet der Soldat.

„Machen Sie keine Mätzchen, soviel Zeit haben wir nicht!" sagt der General unwillig.

„Erst die Parole!"

Der Generalmajor öffnet die Tür und steigt aus. „Genosse Soldat", sagt er, „Sie sehen doch, daß ich General bin, genügt Ihnen das nicht?"

„Tut mir leid, Genosse Generalmajor. Aber ich habe meinen Befehl, und eine Generalsuniform kann man zur Not in Köpenick kaufen. Ohne Parole lasse ich keinen durch und wenn es der Kaiser von China wäre!"

Der Generalmajor muß nun doch schmunzeln. Der Kolonne bleibt nichts anderes übrig als zu wenden.

Der Soldat wurde später auf Anordnung des Generals durch seinen Vorgesetzten belobigt.

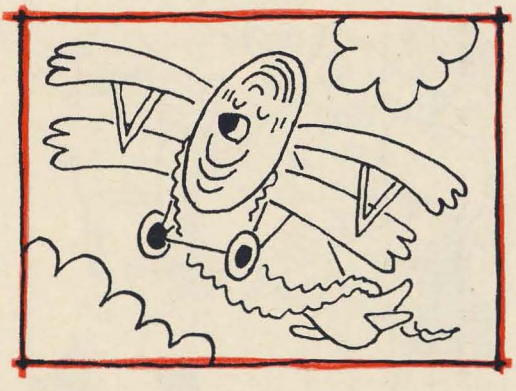
Käding

Doppeldecker

Der Himmel ist seine Straße
und er der Großvater drauf.
Dort macht er seinen Spaziergang,
mal runter und mal rauf.

Er brummt den Wolken nach,
als ob er sie fangen will.
Und huscht ein Strahlwerk vorbei,
dann ist's, als stünde er still.

Werner Lindemann



Ernst ist das Leben ...

Ich hoffe, daß es mir Genosse Schneller nicht übelnimmt, wenn ich hier zwei Schnurren von ihm erzähle. Sicher ist er jetzt wieder in seinem Beruf als Opernsänger an irgendeinem Theater in der Republik tätig und muß selbst lachen, wenn er das liest. (Er las immer gern die „Armee-Rundschau"!)

Wie das mit musisch begabten Menschen ist – sie sind oft in ihre eigene Gedankenwelt eingesponnen und reagieren auf unerwartete Um-

weltanforderungen mehr innengesteuert, d. h. ihre Reaktion hängt mehr von der Gemütslage ab, in der sie sich gerade befinden.
Genosse Schneller war erst einige Tage Soldat, da ging er von der Unterkunft zur Konsumverkaufsstelle. Unterwegs begegnete ihm der Regimentskommandeur. Genosse Schneller, in Gedanken versunken, vergaß das Grüßen. Der Regimentskommandeur rief ihn zurück.
„Können Sie nicht grüßen, Genosse Soldat?"
Aufgeschreckt stammelte Genosse Schneller: „Grüßen? Wieso? Achso. Natürlich, grüßen kann ich schon. Verzeihung."
„Von welcher Einheit sind Sie?"
„Einheit . . . Einheit? Achso . . . ja, das weiß ich nicht."
„Na, in welchem Block wohnen Sie denn?"
Genosse Schneller wies mit dem Arm in die Richtung, aus der er gekommen war:
„Dort hinten."
„Im letzten Block?"
„Jawohl, das stimmt."
„Welche Kompanie?"
„Kompanie . . . ? Das weiß ich nicht."
„6. Kompanie?"
„6. Kompanie? Nein!"
„5. Kompanie?"
„5. Kompanie? Nein!"
„4. Kompanie?"
„4. Kompanie? Ja, tatsächlich. 4. Kompanie! Warum haben Sie das nicht gleich gesagt, Genosse Hauptmann?"

+ +

Illustrationen: Harri Parschau

Ein anderes Mal stand Genosse Schneller tagsüber Wache. Der Wachhabende, Unterfeldwebel . . . – durch und durch Soldat – machte Postenkontrolle. Genosse Schneller sah ihn kommen, rief ihn aber nicht an.
„Warum haben Sie mich nicht angerufen?" fragte der Wachhabende barsch.
Genosse Schneller riß die Hacken zusammen und sang plötzlich, mit dem arglosesten Lächeln los: „Monsieur, Monsieur, ich habe Sie erkannt."
Der Wachhabende hat sich so darüber geärgert, daß er sich stumm umdrehte und davon ging.
Ich möchte abschließend bemerken, daß aus Genossen Schneller doch noch ein richtiger Soldat geworden ist. Er ist wirklich nicht auf diese Tour gereist, sondern war eben so ein Mensch. „Ernst ist das Leben, heiter die Kunst."

Leutnant Stein

Vorschnelles Versprechen

Es war vor einigen Wochen im Feldlager. In der Nacht war Training zum Einzelgefechtsschießen angesetzt. Wir saßen am Tage mit unseren Vorgesetzten zusammen und ulkten, wie gut oder schlecht die Ergebnisse ausfallen würden. Einer fragte unseren Kompaniechef: „Was machen Sie, wenn unsere Gruppe (4 Genossen) alle Scheiben abschießt?" Oberleutnant Schumacher lachte und meinte scherzhaft: „Wenn von euch wirklich jeder seine 5 Scheiben umlegt, dann gebe ich einen Kasten Bier aus!" Natürlich jubelten wir alle. Dem Oberleutnant war dieses Versprechen wohl nur so herausgefahren, denn schließlich kannten wir alle den Befehl über das Alkoholverbot. Unserem Kompaniechef wurde sofort bewußt, was er da angerichtet hatte und sagte etwas verlegen: „Na ja, das müßte ein großer Zufall sein, wenn ihr das als Gruppe schafft. Ich werde wohl nicht in Schwierigkeiten geraten."
In der Nacht marschierten die vier an die Feuerlinie. Oberleutnant Schumacher und wir befanden uns hinter ihnen und beobachteten. In kurzen Abständen jagten die Leuchtspurgeschosse durch die Nacht. Eine Scheibe nach der anderen fiel . . . 15 . . . 17 . . . 18 . . . 19! Tatsächlich, nur eine einzige Scheibe blieb stehen. Wir klatschten, als das Ergebnis bekannt wurde. Oberleutnant Schumacher strahlte, einerseits freute er sich über die Leistung, andererseits war er knapp an der Erfüllung seiner Selbstverpflichtung vorbeigekommen. Er ließ die 4 Genossen antreten, beglückwünschte sie und sagte: „Sie haben Ihr Vorhaben ‚nur' zu 95% wahr gemacht. Deshalb werde ich mein Versprechen auch nicht hundertprozentig einlösen. Ich belobige Sie hiermit mit einem ‚Dank vor der Front'!"
Nebenbei bemerkt: Diese Belobigung ist den Genossen lieber gewesen als ein Kasten Bier.

Oberfeldwebel Steinbrück

1

Seit den Tagen, da sich die Befreiungskräfte des Volkes von Südvietnam formierten und den US-amerikanischen Eindringlingen Vergeltungsschläge zu versetzen begannen, macht eine Waffe besonders von sich reden – der Granatwerfer.

Dieser in seiner Konstruktion so einfache, und in der Vergangenheit doch wohl ein wenig in seiner Bedeutung unterschätzte Geschütztyp schob sich sozusagen über Nacht wieder in den Mittelpunkt des militärtechnischen Interesses. Wirklich, wer maß angesichts der zunehmenden Ausrüstung der Landstreitkräfte mit neuer Kampftechnik und Raketenwaffen dem „Spucker", wie das Geschütz des Grabens oft genannt wird, schon besondere Bedeutung im modernen Kriege bei? Zumal seit dem zweiten Weltkrieg keinerlei Neukonstruktionen auf diesem Sektor der Artilleriebewaffnung auftraten. Und nun erweist sich im Kampf gegen die modernste Aggressionsarmee des Imperialismus der Granatwerfer nach wie vor als ernst zu nehmendes Feuermittel.

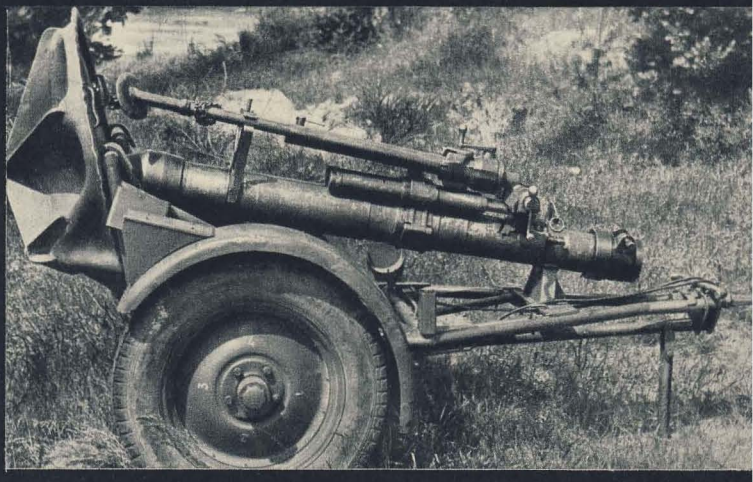
Bild 1: Im Ortskampf sind die Vorteile des Granatwerfers, geringe Masse und hohe Manövrierfähigkeit, besonders deutlich spürbar.

Bild 2: Marschfertig ist hier der schwere Granatwerfer auf seinem Transportwagen verlastet.

Bild 3: Bereit zum Feuerschlag: 120-mm-Granatwerfer der Nationalen Volksarmee.

Bild 4: Das sind die Geschosse für den „Hundertzwanziger" (Übungs-Wurfgranaten).

2



Granaten-„Spucker“

Granatwerfer 36, Deutschland

Granatwerfer 2, England

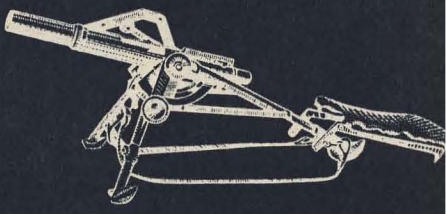
Waren es am Anfang der Kämpfe meistens erbeutete amerikanische 81-mm-Werfer, so setzte die FNL bald die bewährten und auch unseren Soldaten bekannten sowjetischen mittleren und schweren Granatwerfer ein (Kaliber 82 mm und 120 mm). Neuesten Meldungen zufolge sind bereits überschwere Typen, meist vom Kaliber 160 mm, im Einsatz.

Die solide Konstruktion und die hohen taktischen Eigenschaften dieser Werfer machen sie in allen Gefechtssituationen zu unentbehrlichen Helfern der Schützentruppen. Granatwerfer sind Steilfeuergeschütze, die ihre Granaten in hoher ballistischer Kurve auf den Gegner schleudern. Daraus resultiert, daß keine weit entfernten Ziele bekämpft werden können. Das lag auch ganz und gar nicht im „Sinne der Erfinder“. Der hauptsächliche Vorteil des Granatwerfers besteht gerade darin, daß aus der Deckung heraus der Gegner in seiner Deckung bekämpft werden kann. Diese Eigenschaft zeichnet die Waffe besonders im Stellungs-, Orts- und Waldkampf aus. Hinzu kommt, daß Granatwerfer ohne vorbereitete Feuerstellung auskommen und in jedem Gelände einsatzbereit sind.

Damit sind wir bei einem weiteren besonderen Merkmal des

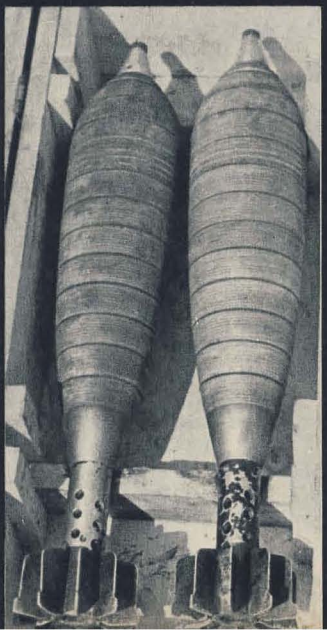
Kompanie-Granatwerfer 41, Sowjetunion

Granatwerfer Brixia, Italien



3

4



Französischer Minenwerfer des ersten Weltkrieges. Vielgestaltig waren die Abschußeinrichtungen für die Minen, auch Granatminen genannt, oder Lufttorpedos, wie die im Bild gezeigte Art.

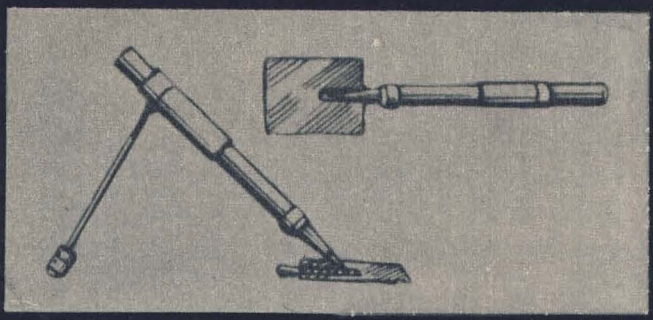
Granatwerfers. Durch ihre einfache technische Konstruktion – ein Granatwerfer besteht lediglich aus drei Hauptteilen, soweit es sich um Kaliber nicht über 120 mm handelt, aus Rohr, Zweibein, Bodenplatte – läßt sich die Waffe in drei leichte Lasten zerlegen und auch in schwierigem Gelände gut transportieren. Diese Beweglichkeit ist auch für den raschen Stellungswechsel vorteilhaft.

Als letztes hervorstechendes Merkmal soll noch die hohe Feuergeschwindigkeit erwähnt werden. Wird z. B. mit einem Erhöhungswinkel von 45 Grad geschossen, so ist es durchaus möglich (wenn die Bedienung aufeinander eingespielt ist), daß sich in der Zeit zwischen dem Abschuß und dem Einschlag der Wurfgranate weitere 10 bis 15 Granaten auf der Flugbahn befinden. Da die Breiten- und Längenstreuung verhältnismäßig gering ist, wird eine starke Feuerwirkung erzielt. Das heißt, der Gegner, der unter Granatwerferbeschuß liegt, kann sich nicht bewegen. Da Granatwerfer hauptsächlich als Unterstützungsmittel für die Schützeneinheiten verwendet werden, legt man auf ihre Mobilität großen Wert. Schwere und überschwere Typen werden auf Räderlafetten von SPW oder Zugmaschinen in Schlepp genommen, leichte und mittlere finden auf Lastkraftwagen bzw. im Kampfraum der Schützenpanzer Platz. Von dort können sie ebenfalls das Feuer führen.

Seit wann gibt es eigentlich Granatwerfer, was unterscheidet sie von den Minenwerfern? In verschiedenen alten Schriften wird von „Granatwerfern" berichtet die es zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges gegeben haben soll. Um ihre Bomben (pulvergefüllte Eisenkugeln) über die Mauern belagerter Städte werfen zu können, sollen die Söldner glatte eiserne Rohre verwendet haben, aus denen mit Hilfe einer Pulverladung die Wurfgeschosse verfeuert wurden. Inwieweit es sich hier tatsächlich um eine Art Granatwerfer handelte und nicht um kleine Mörser, sei dahingestellt. Bis 1904 gab es jedenfalls nirgendwo eine solche Waffe. Erst in diesem Jahre, im russisch-japanischen Krieg, gebar die Not der Verteidiger von Port Arthur den ersten modernen Granatwerfer. Eigentlich war es nur ein 76-mm-Feldgeschütz, dessen Rohr steil in die Lafette geschoben war. Statt Artilleriegranaten verschoß man überkalibrige Minen, wie alle behelfsmäßigen Sprengkörper genannt wurden. Deshalb hieß die neue Waffe auch Minenwerfer. Der Begriff ist noch heute in verschiedenen Armeen gebräuchlich. Die Wurfminen saßen mit einem dem Geschützkaliber angepaßten Schaft im Rohr. Eine Treibladung schleuderte sie in hohem Bogen über kurze Distanzen. So konnten die Belagerer aus der Deckung mit Feuer belegt werden.

Das Beispiel machte Schule. Militäringenieure aller großen Armeen befaßten sich mit der „Artillerie des Grabens".

Schon zu Beginn des Stellungskampfes an den Fronten des ersten Weltkrieges tauchten die ersten Werferkonstruktionen auf. Zunächst ähnelten sie mittelalterlichen Wurfmaschinen oder großen Armbrüsten.



Eine originelle Konstruktion war der 37-mm-Werfer der Sowjetarmee im zweiten Weltkrieg. Spaten-Granatwerfer wurde er genannt, weil seine Bodenplatte als Feldspaten diente. Mit wenigen Handgriffen entstand der feuerbereite Werfer.

Sie gehörten zur Ausrüstung der Pioniertruppen, weil nur diese berechtigt und in der Lage waren, Minen anzufertigen. Nach kurzer Zeit kristallisierte sich aus den anfänglichen Modellen und vielen selbstgebastelten Werfern der Grundtyp des heutigen Granatwerfers heraus.

Zwischen den beiden Weltkriegen erfuhr der Granatwerfer keine besondere Entwicklung. Die Erfahrungen des Grabenkampfes 1914–18 besagten, daß der leichte und mittlere Werfer die günstigsten Typen wären. So blieben die Kaliber bis etwa 1939 um 50 mm bis 80 mm.

Die Rote Armee war zu dieser Zeit die einzige Streitkraft, die der Regimentsartillerie den schweren 120-mm-Werfer zuführte. Wiederum hatte die sozialistische Militärwissenschaft bei der Einschätzung der militärtechnischen Situation die „Nase vorn". Der „Schwere" bewährte sich bei der Unterstützung des Infanterieangriffs glänzend.

Noch ehe die deutsch-faschistische Wehrmacht mit ihrem – nach sowjetischem Vorbild konstruiertem – 120er nachziehen konnte, hielt der neue 160 mm überschwere Granatwerfer Einzug in die Divisionsartillerie der sowjetischen Streitkräfte. Er war der erste Riese unter den „Spuckern". Bald gesellte sich ein weiterer hinzu: der 240-mm-Granatwerfer, der noch heute der größte seiner Art ist.

Diese beiden Riesen können allerdings nicht wie die „Zwerge" von vorn geladen werden. Ihre viele kg schweren Wurfgeschosse gelangen wie bei einer Kanone durch den Verschluß am Bodenstück in das Rohr.

Selbstverständlich wird auch der Granatwerfer ständig weiter verbessert. Neue Metall-Legierungen werden seine Masse verringern helfen, neuartige Wurfgranaten die Wirkung erhöhen. Damit ist deutlich, daß der Granatwerfer nach wie vor zum Arsenal der modernen Artilleriebewaffnung gehört und auch morgen dazu gehören wird.

K. E.

Bis zum Kaliber 120 macht das Laden des Werfers von vorn keine Schwierigkeiten. Anders ist es bei den dickeren Brocken. Drei bis vier Mann sind nötig, um die 240-mm-Wurfgranaten heranzuschleppen.

DDR

UNSER VATERLAND

Aus unserer

Garnisonstadt

EILENBURG

Der junge Mann bereute es sicher schon an der nächsten Straßenecke bitter, daß er sich so freundlich erboten hatte, mich an mein Ziel zu bringen. Denn er begegnete vielen Bekannten, die entweder wohlmeinende Begrüßungsworte oder ein heimliches Grinsen zu uns herübersandten. Es scheint etwas Charakteristisches für diese Stadt zu sein: Man kennt sich untereinander. Dabei hat Eilenburg über 22 000 Einwohner, und wurde bereits 1522 von Herzog Georg von Sachsen als „namhafte" Stadt erwähnt. Und schon damals hatte sie ein paar hundert Jährchen auf ihrem häuserbeladenen Rücken. 961 bauten hier einige Mutige eine Burg und ließen sich zu ihren Füßen nieder.

Über den Ursprung des Namens streitet man sich freilich. Eil uf die Burg, sagen die einen; Ilburg bedeutete Lehmburg, sagen die anderen und können auch darauf verweisen, daß den Hang zur Burg noch heute Lehmboden bedeckt. Jedenfalls ist der Name Eilenburg hübsch, finde ich. Und die Stadt ist es auch.

Sie hat so manches, was nicht jede hat: Ein Schloß (das zur Zeit gerade renoviert wird), eine wunderhübsche Umgebung (an der Muldenaue kann man stundenlang spazierengehen und dabei völlig vergessen, daß man sich in der Nähe eines Industriezentrums befindet), einen Heimattiergarten (den sich die Einwohner zum größten Teil selbst eingerichtet haben) und ein Planetarium (über das noch zu sprechen sein wird).

Der Stadtpark liegt direkt am Bahnhof, ist groß, ein bißchen ungepflegt, aber spätestens im nächsten Jahr wird er neu gestaltet. Der Schwanenteich war einige Monate auch kein solcher, denn er wurde entschlammt, die Ufer neu befestigt; aber nun können die Eilenburger ihre Schwäne wieder füttern.

Steigt man freilich auf das Schloß, dann nimmt sich all das ziemlich klein da unten aus, wo früher die alte Stadt stand. Eng ist damals gebaut worden. Doch auf der anderen Seite – ein bißchen außerhalb der Stadt schon – stehen neue Häuserblöcke.

Eilenburg wurde während des Krieges zu 65% zerstört, am 17. April 1945. Der „Ritterkreuzträger" – wie der 24jährige Stadtkommandant genannt wurde – befahl, die Stadt bis zum Letzten zu verteidigen. Danach war sie ein Trümmerfeld, ohne Gas, Strom, Wasser, Nahrung. Da griffen die Eilenburger zu Hacke und Spaten. Sie waren unter den ersten, die melden konnten: Unsere Stadt ist trümmerfrei.

Und heute ist in Eilenburg-Ost ein ganz neuer Stadtteil entstanden. Die Fassaden der alten Häuser aber werden neu verputzt und mit hellen freundlichen Farben angestrichen, damit sie sich vor den neuen nicht schämen müssen. Zu den Zeugen der tausendjährigen Geschichte Eilenburgs gehört auch der „Rote Hirsch". Auf seinen Steinen hat im Dreißigjährigen Krieg eine Nacht der bei Lützen gefallene Schwedenkönig Gustav Adolf gelegen.

Später haben Napoleons Sporen auf Eilenburger Pflaster geklirrt. Die Abneigung gegen ihn wurde verstärkt durch einen Übersetzungsfehler seines Stallmeisters. Napoleon sprach: „Ich bin gekommen, um mich an Eure Spitze zu setzen und Euch zum Siege zu führen . . ." Und was übersetzte der Stallmeister: „Ich bin gekommen, mich auf Euren Kopf zu setzen . . ." Wogegen die Eilenburger mit Recht etwas einzuwenden hatten. Übrigens – eine Tradition soll noch erwähnt werden: Im Mittelalter war eilenburgisch Bier weit und breit bekannt. Es gab ein Malzhaus, in dem man das Malz zum Brauen genau abmaß, damit nicht zuviel hergestellt wurde.

Ein bekanntes Haus unserer Tage ist das Kreiskulturhaus. Eine moderne Gaststätte, die Zirkelräume und der Saal werden vor allem von den jüngeren Eilenburgern besucht. Und auch die „süßen Mädchen vom Berg" werden manchmal hierherkommen und mit den Soldaten und den Jungen vom ECW ein wenig flirten. „Süße Mädchen vom Berg" heißt es auf eilenburgisch, und das bedeutet: Junge Mädchen, die in der Bonbonfabrik „Henri" arbeiten, oben auf dem Lehmberg, wo einst die ersten Eilenburger siedelten.

Ja, und ECW bedeutet: Eilenburger Celluloid-Werke, der größte und bekannteste Betrieb der Stadt. 3000 Menschen arbeiten dort. Sicher haben auch Sie – ob direkt oder indirekt – schon Erzeugnisse dieses Betriebes kennengelernt, ob nun Celluloid selbst (Kämme, Tischtennisbälle . . .) oder Celluloseacetat, den Rohstoff für die Trägerfolie von Filmen. Die neue Acetat-Anlage in den Celluloid-Werken gehört zu den modernsten, die es gibt. Außerdem beherbergt Eilenburg den VEB EBAWE, der Baumaschinen für die Großblockbauweise herstellt. Und endlich muß noch etwas besonders gewürdigt werden: die Urania-Sternwarte. Vieles schufen sich die Freunde vom astronomischen Arbeitskreis selbst. 1957 beobachteten sie den ersten Sputnik und teilten ihre Ergebnisse dem Astronomischen Rat der UdSSR mit. Dafür erhielten sie acht Spezialfernrohre. So gewann die Sternwarte an Bedeutung. Ihre Mitarbeiter beobachten heute Polarlichter, leuchtende Nachtwolken, Meteore, den Mond, die Sonne, künstliche Erdsatelliten usw.

Nun sagen Sie selbst, ist Eilenburg nicht eine bemerkenswerte Stadt? Ich schlendere erneut durch die Straßen, spaziere durch die Grünanlagen und habe mich schon wieder verlaufen. Der junge Mann von heut morgen ist freilich nicht zur Stelle, dafür findet sich ein Unteroffiziersschüler, der mich an mein Ziel bringt. Dabei wird mir erst bewußt, daß ich jetzt am Abend vielen Soldaten begegnet bin. Und obwohl ich auch in einer Garnisonstadt wohne, in Leipzig nämlich – hier in Eilenburg bestimmen unsere Soldaten stärker das Bild.

Gitta Flath

MILITÄRTECHNISCHE Umschau

Raschew-Motor

Die Konstruktion eines Rotationsmotors, der nicht mit den Nachteilen des Wankel-Motors behaftet ist, gelang dem bulgarischen Ingenieur Michail Raschew. Sein Modell hat eine bessere Kühlung, die Rotationswelle läuft mit geringeren Umdrehungszahlen und verschiedene Bauteile wie z. B. Ölkühler und Getriebe erübrigen sich.

Salz gegen Nebel?

Wissenschaftler der New Yorker Cornell-Universität experimentieren mit einem Riesengebläse, das Nebelschwaden über Flugplätzen mit Salz bekämpfen soll. Die Vorrichtung schleudert das Kochsalz bis zu 100 m hoch in die Nebelwand, wodurch die Feuchtigkeit gebunden und die Sicht über der Start- und Landebahn verbessert wird.

Rettungstrosse

Um über Bord gegangene Seeleute oder Schiffbrüchige anderer Schiffe schneller und sicher retten zu können, haben die Leningrader Ingenieure Maranzew und Nikolski das Auswerfen einer schwimmenden Stahltrosse vorgeschlagen. Ein langes Stahlseil, das mit Schaumplastschwimmern versehen ist, trägt als Rettungsseil auf dem Wasser. An seinem Ende sind mehrere Schlauchboote sowie ein Treibanker befestigt.

„Hauptstadt des Todes"

700 Wissenschaftler arbeiten mit einem jährlichen Kostenaufwand von 250 Mill. Dollar im USA-Forschungszentrum Fort Detrick (Maryland) an „Waffen" für eine biologische Kriegführung. Neben bakteriologischen Vernichtungswaffen entstand auch ein Botulimus-Toxin, von dem 500 Gramm genügen würden, um bei ungenügenden Schutzvorkehrungen die gesamte Menschheit auszurotten.

Gegen Schlingern

Von Schiffskonstrukteuren aus Gdansk (Volkspolen) wurde eine Vorrichtung zum internationalen Patent angemeldet, die das Schlingern von Schiffen wirksam bekämpfen soll. Im Schiffskörper werden quer zum Kiel Flüssigkeitsbehälter eingebaut, die in Längsrichtung durch Gitter unterteilt sind. Bei Seegang verzögern diese Gitter das Fließen der Flüssigkeit von einer Schiffsseite auf die andere, wodurch der Schlingerbewegung entgegengewirkt wird. Die Durchlaßfähigkeit der Gitter ist je nach der Heftigkeit des Seeganges regulierbar.

Schiffsschrauben aus Plast

Die sowjetische Schiffahrt verwendet zunehmend Schiffsschrauben aus Plast, meldet TASS. Der Vorteil liegt vor allem in der hohen Korrosionsfestigkeit. Versuchsschiffe waren selbst bei 35 cm dickem Eis mit Plastschrauben voll manövrierfähig.

Alkoholbatterie als Energiequelle

In entlegenen Gebieten können zur Stromversorgung von Fernmeldeeinrichtungen Flüssigkeitszellen mit Alkohol eingesetzt werden. Eine solche Batterie hat eine Lebensdauer von etwa 12 Monaten. Die Leistungsabgabe beträgt etwa 100 W bei einem Wirkungsgrad von 40 bis 80 %. Die Alkoholbatterie wird mit billigem Zellulose-Alkohol betrieben.

Aufklärungsfahrzeug „Greyhound"

In den Aufklärungseinheiten der Jugoslawischen Volksarmee findet auch der in Lizenz gebaute amerikanische dreiachsige SPW M8 „Greyhound" Verwendung. Das Fahrzeug ist mit einer 37-mm-Kanone, einem 12,7-mm-MG sowie einem 7,62-mm-MG (neben der Kanone) bewaffnet.

Schützende Emulsion

Sowjetischen Chemikern ist es gelungen, ein wasserlösliches Öl zu gewinnen, das die Bauteile von Verbrennungsmotoren mit einem dünnen Film überzieht und sie vor Rost und Verschleiß schützt. Durch die Löslichkeit des Öles im Kühlwasser wird eine Emulsion gebildet, die sowohl schmierend als auch rostschützend wirkt. Der sich aus der Emulsion bildende Schutzfilm ist sehr beständig und benetzt vollkommen die Flächen der Bauteile im Kühlwasserkreislauf.

Neuer Raketenantrieb

Auf dem Luftwaffenstützpunkt Eglin/Florida ist ein neuer Raketenantrieb erprobt worden. Er besteht aus einer Mischung flüssiger und fester Bestandteile und erhielt die Bezeichnung „Hybrid"-Flugkörper. Mit diesem Antrieb soll die „Sandpiper"-Rakete der US Air Force ausgerüstet werden, evtl. auch Weltraumraketen. Die Vorteile sollen in einer sehr langen Brenndauer und in der Kombination der günstigen Eigenschaften sowohl flüssiger (Kontrollierbarkeit) als auch fester Brennstoffe (Lagerfähigkeit) bestehen. Auf diese Weise lasse sich der Schub variieren.

Die Seefliegerkräfte Frankreichs

Die französischen Seestreitkräfte verfügen über zwei mittlere und einen kleinen Flugzeugträger sowie über einen Hubschrauberträger. Zur Marineluftwaffe gehören über 500 Flugzeuge und Hubschrauber. Darunter befinden sich etwa 60 landgestützte Flugzeuge (Typ Breguet 1150 „Atlantic" und „Neptun") für Ferneinsatz, Aufklärung und U-Bootbekämpfung; ungefähr 80 bordgestützte Flugzeuge und Hubschrauber, bestimmt für die U-Bootbekämpfung („Alizé" und „Super Frelon"); ferner rund 60 bordgestützte Jagdflugzeuge und Jagdbomber. Dazu gehören außerdem etwa 100 Schulflugzeuge, 30 Verbindungsflugzeuge sowie 200 Hubschrauber des Seerettungsdienstes.

SPW „Puma"

Die Schweizer Firma MOWAG entwickelte den Prototyp eines neuen dreiachsigen Schützenpanzers, der die Bezeichnung „Puma" erhielt. Das etwa 15 t schwere gepanzerte Fahrzeug ist für eine Besatzung von 11 Mann (1 Fahrer, 10 Schützen) vorgesehen. Angetrieben wird es von einem 320-PS-Motor, der bei Wasserfahrt zwei Schrauben bewegt, die sich am Heck, unmittelbar hinter den Rädern befinden. Als Bewaffnung sind verschiedene Varianten vorgesehen. So z. B. eine Version mit 20-mm-Kanone

in einem Einmann-Turm und eine Version mit 80-mm-Fla-Raketenzwillingsrampe. Mit diesem Fahrzeug soll versucht werden, für die westlichen Armeen einen ähnlichen SPW zu schaffen, wie ihn die sozialistischen Armeen in Gestalt der Achtrad-SPW besitzen.

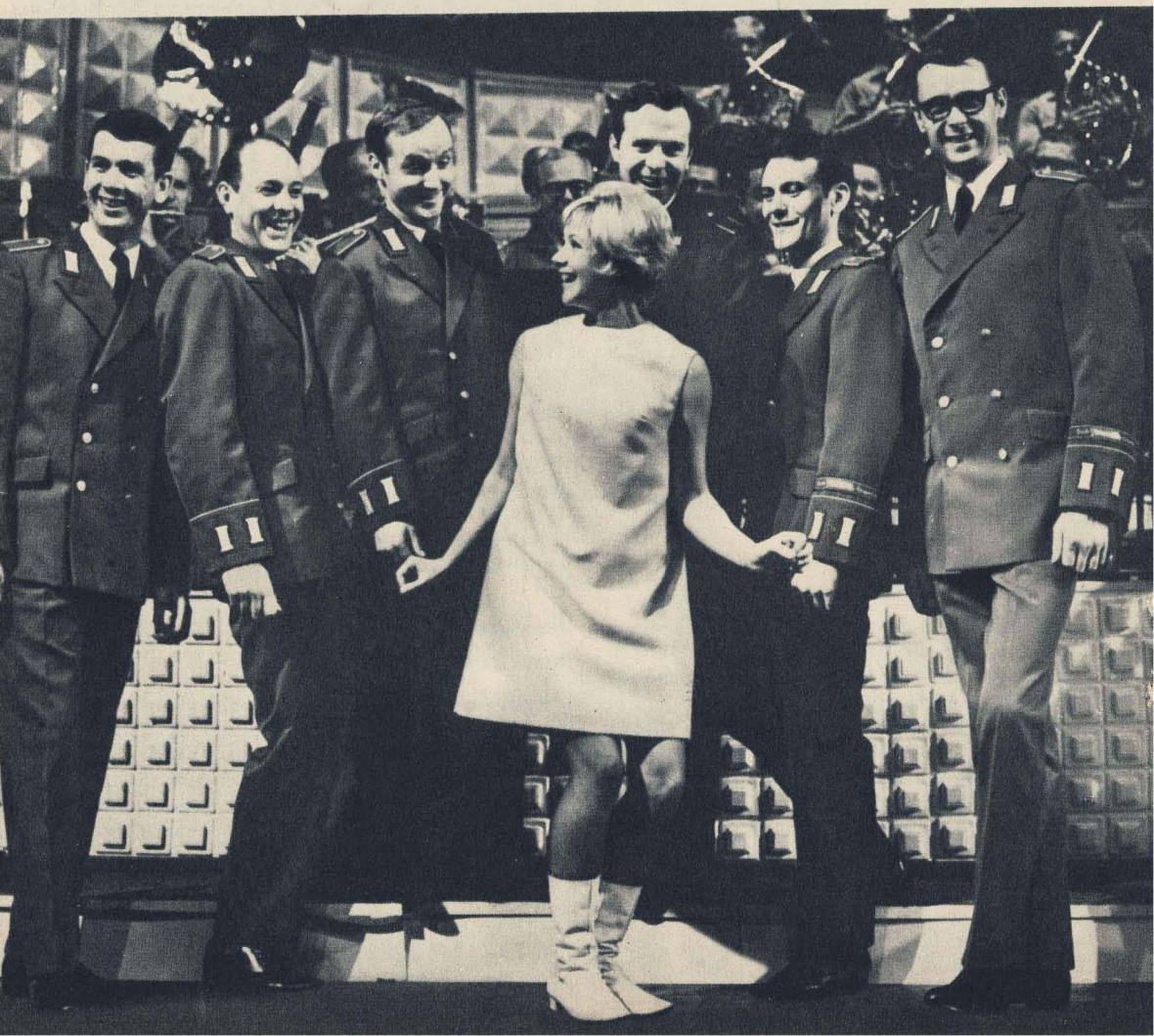
Neue Schwimmweste

Für die Panzer- und SPW-Besatzungen der Tschechoslowakischen Volksarmee ist eine neue Schwimmweste eingeführt worden, die beim Überwinden von Wasserhindernissen getragen wird. Die Weste wird um den Hals und um die Brust des Trägers gelegt. Sie ist aus einem Spezial-Gewebe (Molino) gefertigt und hat drei voneinander unabhängige Luftkammern.

Suchgerät für Kabel und Rohrleitungen

Sowjetische Ingenieure entwickelten ein als Trassensucher bezeichnetes neuartiges Suchgerät zum Auffinden unterirdisch verlegter Kabel und Rohrleitungen. Das Gerät ist bis zu 10 m Tiefe wirksam. Ein beispielsweise drei Meter tiefliegendes Kabel wird mit nur 10 cm Abweichung von der Kabelachse geortet.

Die Parade geht weiter



Verseschmied Hans Krause: „Entweder es geht ins Auge, oder der Greiner beißt an. Ich hab den traditionell-ehrwürdigen Wachaufzug ganz unpathetisch betextet."

Tonsetzmeister Greiner hat angebissen und haut auf die Tasten.

„Einmal in der Woche kommt Berlin in Schwung . . ." Die EWE-Experten tun's, wie man sieht, noch nicht.

Kein Wunder: Da fehlt ja noch „ein Pfund" für den Pauker!

Sie haben die Überschrift schon richtig gelesen, lieber Leser: Von einer Parade soll hier die Rede sein. Und wenn Sie nun meinen, daß solch ein Zeremoniell ohne kommandierenden General, ohne marschierende Kolonnen und dergleichen undenkbar wäre, so liegt der Irrtum bei Ihnen. Vor fünf Jahren nämlich erfanden kluge Köpfe in der Nationalen Volksarmee eine spezielle Parade-Gattung, die unseres Wissens in keiner anderen Armee der Welt zu finden ist. Besagte Parade unterscheidet sich von allen herkömmlichen nicht nur dadurch, daß sie im Saale stattfindet. Ihr Kommando lag bereits dreimal in den Händen von Frauen, und die aktive Teilnahme von Nicht-Militärpersonen, von Jung und Alt, verleiht ihr einen zusätzlichen Glanz. Ihr militärisches Kennwort heißt: Soldatenliedparade, und ihr attraktiver Mittelpunkt sind neue Lieder, Märsche und Schlager aus dem Soldatenleben, die von Berufs- und Volkskünstlern geschaffen wurden und alljährlich anläßlich der Arbeiterfestspiele zum Klingen gebracht werden.

Absicht unseres Bildberichtes war es, Ihnen die wichtigsten Entstehungsetappen eines Liedes nahezubringen, das während der 5. Parade des Soldatenliedes im Bitterfelder Kulturpalast „Wilhelm Pieck" zu einem Publikumserfolg wurde. Eines Liedes, das – sofort ins Ohr gehend – nicht tiefernst, sondern spritzigheiter jenen „Großen Wachaufzug" besingt, der allwöchentlich Hunderte Berliner und Touristen aus aller Welt auf die Beine bringt.

In jenem Moment nun, als wir unsere Absicht erfüllt glaubten, wurden wir uns eines nicht geringen Mangels bewußt: Der Bildbericht endete nämlich: als der von Hans Krause (Text) und Oberstleutnant Kurt Greiner-Pol (Musik) gezeugte Liedneuling „Der Große Wachaufzug" das Bühnenlicht des Bitterfelder Kulturpalastes erblickte. Von uns unbeachtet blieb – und hier verstießen wir gegen ein wichtiges Prinzip der Parade des Soldatenliedes – welche Chöre oder Singegruppen der NVA sich des Neugeborenen weiter annehmen und sich an ihm erfreuen würden. Diesem Versäumnis abzuhelfen, sei nachstehendes kundgetan:

Achtung! Singegruppen und Chöre der NVA!

Die Redaktion des Soldatenmagazins lädt jenes Kollektiv zu einer Fahrt nach Berlin ein, welches ab 15. Oktober 1968 in der Lage ist, den Titel „Der große Wachaufzug" für ein abschließendes Foto beim Erich-Weinert-Ensemble vorzutragen. Die Reisekosten sowie der eintägige Aufenthalt und eine Übernachtung werden von der Redaktion finanziert. Textdichter Hans Krause und Oberstleutnant Musikdirektor Kurt Greiner-Pol, die einige Überraschungen bereithalten, sind selbstverständlich mit von der Partie. Singegruppen und Chöre der FDJ, die das Soldatenliedgut pflegen und den „Großen Wachaufzug" in ihr Repertoire aufgenommen haben, sind selbstverständlich zum Mitmachen aufgerufen. Bei mehreren schriftlichen Bewerbungen (Postkarte, Kennwort „Die Parade geht weiter") entscheidet das Los. Der Bewerbung bitten wir beizufügen, seit wann das Kollektiv besteht, wieviel Mitglieder ihm angehören und von wem es geleitet wird.

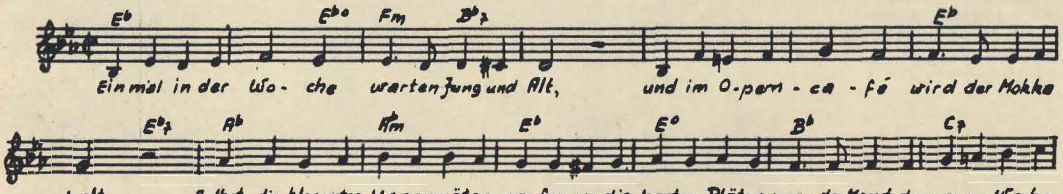
Unsere Adresse:
Redaktion „Armee-Rundschau", 1055 Berlin, Storkower Str. 158.

Es fehlen Text und Noten? Na, da blättern Sie mal weiter!

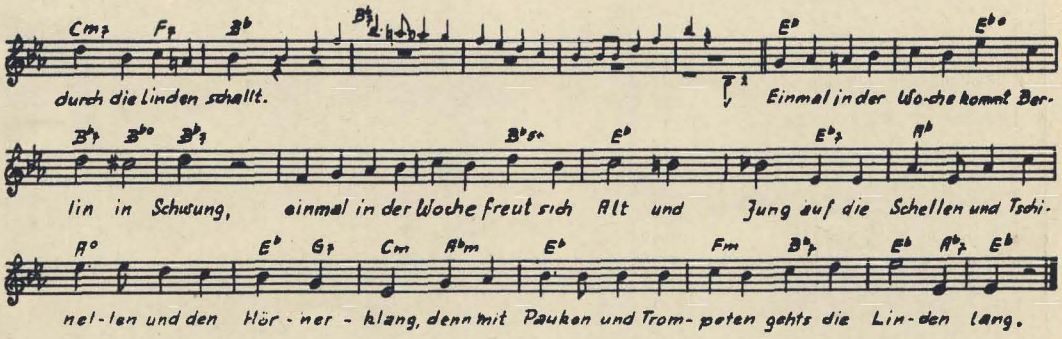
Nachdem Text und Noten auch vor diesem Doppel-Brillen-Blick bestanden haben, zeigen sich die Mitglieder der gestrengen Jury tief beeindruckt. ▶

◀ **Ende gut, alles gut: Karin Heyn und das EWE-Sextett heben, unterstützt vom Zentralen Orchester der NVA und einem begeisterten Publikum, den Liedneuling aus der Taufe. Wie geht es nun weiter?**

Der große


E♭
E♭°
Fm
B♭7
E♭
Ein mal in der Wo- che warten Jung und Alt, und im O-pern-ca-fé wird der Mokka
E♭7
A♭
A♭m
E♭
E°
B♭
C7
kalt. Selbst die kleensten Hosenmätze raufen um die besten Plätze, wenn der Marsch der neuen Wache

Wachaufzug


durch die Linden schallt.
Einmal in der Wo-che kommt Ber-
lin in Schwung, einmal in der Woche freut sich Alt und Jung auf die Schellen und Tschi-
nel-len und den Hör-ner-klang, denn mit Pauken und Trom-peten gehts die Lin-den lang.

Der große Wachaufzug

Einmal in der Woche warten Jung und Alt,
und im Opernkaffee wird der Mokka kalt.
Selbst die kleensten Hosenmätze
raufen um die besten Plätze,
wenn der Marsch der neuen Wache durch die
Linden schallt.

Einmal in der Woche stoppt die weiße Maus
plötzlich den Verkehr in Richtung Opernhaus.
Links „Havanna", rechts „Boutique",
in der Mitte Marschmusike,
und die Schlagerfreunde drehen ihre Heulen aus.

Einmal in der Woche geht es durch die Stadt
bis zur neuen Wache, Mensch – da biste platt!
Denn der Marsch jeht in de Beene,
und du weeßt: Hier stimm' de Töne,
weil vor allem unser Marsch die richtje
Marschzahl hat.

Refrain:

Einmal in der Woche kommt Berlin in Schwung,
einmal in der Woche freut sich Alt und Jung
auf die Schellen und Tschinellen und
den Hörnerklang,
denn mit Pauken und Trompeten gehts
die Linden lang.

Text: Hans Krause · Musik: Oberstleutnant MD Kurt Greiner-Pol

Gefahr zwischen den Sternen?

Von HEINZ MIELKE, Vizepräsident der Deutschen Astronautischen Gesellschaft

Als in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts die Pioniere des Raumfahrtgedankens – Ziolkowski, Esnault-Pelterie, Oberth und andere – ihre kühnen Gedanken entwickelten, traten auch sehr bald einige Leute auf den Plan, die in „erschröcklichen" Bildern die besonderen kosmischen Gefahren auszumalen wußten, denen die künftigen Raumfahrer im „schauerlich öden" Weltall ausgesetzt sein würden. Je nach der Phantasie oder dem Grad fachlicher Unkenntnis des betreffenden Interpreten sah man sie entweder in der „Weltraumkälte" erstarren oder in den „Glutstrahlen" der Sonne verschmoren – oder auch beides zugleich, und ihre von Meteoriten durchlöcherten bzw. halbzertrümmerten Raumschiffe trieben als hilflose Wracks durch den uferlosen Weltraum.

Manche dieser oft grotesken astronautischen Alpträume haben übrigens nicht unwesentlich dazu beigetragen, daß die Raumfahrtidee anfangs nur sehr schwer an Popularität gewann. Die Väter der Astronautik mußten oft heiße Kämpfe gegen solche und andere Geistesblüten ausfechten. Abgesehen von so völligem Unsinn, wie z. B. der physikalisch überhaupt nicht zu definierenden „Weltraumkälte", beruhten die beiden anderen Gefahrenargumente immerhin doch auf bestimmten, naturwissenschaftlich gesicherten Fakten. So war auch den Raumfahrtpionieren durchaus klar, daß eine gewisse „Meteoritengefahr" tatsächlich bestehen würde, weil die Beobachtungen der Astronomen schon lange das Vorkommen kosmischer Kleinkörper bestätigt hatten. Ebenso ließ sich auch der Einfluß der Sonnenstrahlung nicht leugnen, wenn sich allerdings später auch zeigte, daß man anfangs über die wirkliche Strahlungsgefährdung nur sehr unvollkommene und darum in manchen Punkten völlig falsche und in Fachkreisen vor allem viel zu optimistische Vorstellungen entwickelte.

Heute verfügen dagegen die Raumfahrtwissenschaftler schon über sehr reale und umfangreiche Kenntnisse über die Einflüsse der kosmischen Materie zwischen den Sternen auf Raumflugkörper und ihre Besatzungen. Wobei unter kosmischer Materie, nach exakter Definition des Materiebegriffs, sowohl mehr oder weniger große Masseteilchen von entsprechender Bewegungsenergie (vom Strahlungspartikel bis zum massiven Meteoritenblock), als auch die verschiedenen Komponenten der elekromagnetischen Wellenstrahlung zu verstehen sind. Vor allem die Einbeziehung der Partikel- und Wellenstrahlung hat zur Folge, daß man den Weltraum tatsächlich gar nicht mehr als so „leer" ansehen kann, wie man es früher noch allgemein tat. Ein ständiger Strahlungsfluß durchsetzt in jedem Augenblick auch die kleinste Volumeneinheit im interplanetaren Raum, wodurch auf jeden Raumflugkörper dauernd mehr oder weniger intensiv durch diese physikalischen Erscheinungen eingewirkt wird.

Die Hauptquelle der kosmischen Strahlungsmaterie innerhalb des Planetensystems, also auch im erdnahen Raum, ist die Sonne. In Abhängigkeit von einer periodischen und gelegentlich sporadisch gesteigerten Aktivität der physikalischen Vorgänge in ihrem Innern, sendet die Sonne von ihrer Oberfläche und aus dem Bereich ihrer Atmosphäre (Chromosphäre, Korona) ständig eine enorme Menge elektromagnetischer Strahlung, in einem weiten Wellenlängenband – von der kurzwelligsten Röntgenstrahlung bis zur langwelligen Radiostrahlung – in den Weltraum. Die Geschwindigkeit, mit der diese Strahlungsmaterie durch den Raum eilt, ist bekanntlich für alle Wellenlängen gleich und entspricht der Vakuumgeschwindigkeit des Lichtes (rund 300 000 km/s). Die Energie dieser Strahlung ist dabei lediglich von ihrer Frequenz (bzw. Wellenlänge) abhängig; je kürzer die Wellenlänge, umso größer ist die Energie der jeweiligen Strahlung. Mit absoluten Maßstäben gemessen ist diese Energie jedoch generell nicht sehr groß, so daß die Gefahr einer für ungeschützte Menschen durchaus lebensbedrohenden Röntgen- und Ultraviolettbestrahlung in Raumschiffen und Raumanzügen durch verhältnismäßig leichte, aber zuverlässige Schutzschichten in Wänden bzw. im Anzugsmaterial abgewehrt werden kann.

Anders sieht es dagegen schon bei der solaren Partikelstrahlung (vornehmlich Protonen) aus. Ihre Energie ist vor allem von der jeweiligen Geschwindigkeit des Teilchens abhängig, und ihre Durchdringungskraft kann daher erheblich sein. Selbst wenn ein solches Teilchen nicht die Wände eines Raumfahrzeuges zu durchschlagen vermag, kann es gegebenenfalls im Wandmaterial eine sehr energiereiche sekundäre Wellenstrahlung (Röntgenstrahlung) auslösen, die dann ihrerseits in das Innere des Raumflugkörpers gelangt. Nun ist die normale Teilchenstrahlung der Sonne, der erst durch künstliche Satelliten und Raumsonden entdeckte sogenannte „Sonnenwind", nicht allzu gefährlich, da sich diese Teilchen „nur" mit einer Geschwindigkeit von etwa 200 bis 400 km/s durch den Raum bewegen. Bei gelegentlichen Ausbrüchen (chromosphärische Eruptionen) in lokalen Bereichen der Sonnenoberfläche wird allerdings eine außerordentlich gefährliche Strahlung wie eine Geschoßgarbe in den Weltraum geschleudert.

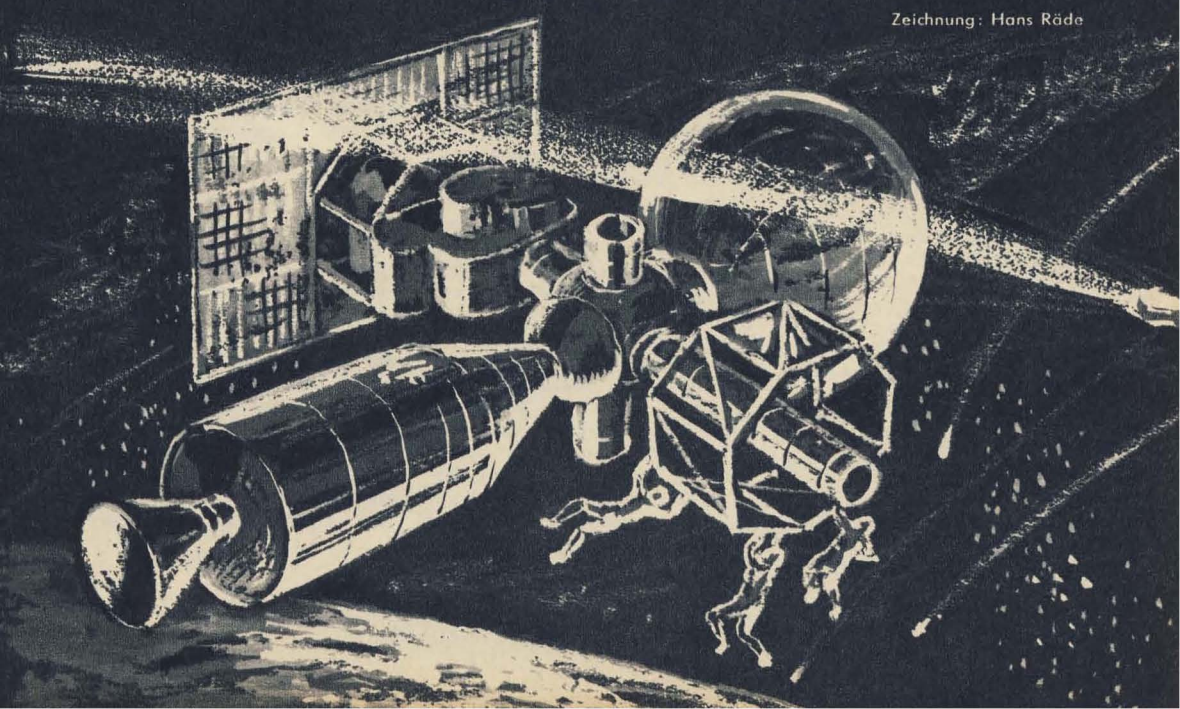
Ihre Geschwindigkeit kann bis zu 5000 km/s erreichen. Das macht die Strahlung sehr durchdringend, so daß die Raumfahrer unbedingt dagegen durch besondere Maßnahmen (Raumschiff-Konstruktion, Medikamente usw.) geschützt werden müssen.

Eine Sonderstellung nehmen die in der irdischen Magnetosphäre (Strahlungsgürtel) gefesselten Strahlungspartikel (Protonen, Elektronen) ein. In einigen Bereichen ist diese Strahlung immerhin so energiereich, daß ein ungeschützter Mensch schon bei kurzzeitiger Einwirkung einer tödlichen Strahlungsdosis ausgesetzt wäre. Selbst bei geschützten Raumfahrzeugen wird man diesen Bereich des erdnahen Raumes besser nicht für längere Zeit aufsuchen. Vorteilhaft ist es, daß man die räumliche Lage der Strahlungsgürtel hinreichend genau kennt und bei bemannten Flügen zum Mond und den Planeten die Abflugtrasse so legen kann, daß die gefährlichen Bereiche in möglichst kurzer Zeit durchstoßen werden. Im interplanetaren Raum hätte man es dann noch zusätzlich mit der sogenannten kosmischen Primärstrahlung (Protonen und schwere Atomkerne) zu tun, die aus den Tiefen des Weltraums kommt und deren Partikel Geschwindigkeiten bis annähernd der des Lichtes erreichen können. Ihre außerordentlich geringe Verteilungsdichte läßt allerdings trotz ihrer enormen Durchschlagskraft im allgemeinen keine besonders gefährlichen Wirkungen aufkommen.

Entgegen den ursprünglichen Vorstellungen erwies sich die „Meteoritengefahr" erfreulicherweise als wesentlich geringer. Entscheidend waren dafür die in der Hauptsache auch erst durch Raumflugkörper erhaltenen genaueren Einblicke in den Zusammenhang zwischen der Größenskala der kosmischen Kleinkörper und ihrer räumlichen Verteilungsdichte. Man wußte zwar schon früher, daß die Zahl der Meteoriten mit zunehmender Größe – vom winzigen Körnchen des mikrometeoritischen Staubes bis zum viele Tonnen schweren Riesenbrocken der Gesteins- und Eisenmeteoriten – außerordentlich stark abnimmt. Jetzt hat die Praxis gezeigt, daß die Gefahr eines Treffers für einen Raumflugkörper viel geringer ist, als es nach älteren Auffassungen der Fall sein sollte. So gibt es schon zahlreiche Satelliten, die seit mehreren Jahren ohne einen funktionsstörenden Meteoritentreffer voll betriebsfähig im All sind. Auch Raum- und Planetensonden lieferten dafür bemerkenswerte Beispiele, indem sie noch nach mehrmonatigem und mehrjährigem Flug ohne größere Schädigungen durch Meteoriten blieben.

Dennoch darf nicht übersehen werden, daß es irgendwann einmal in der bemannten Raumfahrt durchaus zu Kollisionen mit größeren meteoritischen Körpern kommen kann; von denen übrigens jene mit Durchmesser um 10 mm und einer Masse von etwa 2 bis 3 g bei ihrem eventuellen Einschuß in die Erdatmosphäre nachts als hellere „Sternschnuppe" sichtbar werden. Da sie relativ zu einem Raumflugkörper Geschwindigkeiten zwischen 15 und 70 km/s erreichen, wäre eine Kollision sicher mit recht bedenklichen, wenn nicht sogar katastrophalen Folgen verknüpft. Die Wirkung des Einschlages käme der eines kleineren Explosivgeschosses gleich. In Laborexperimenten wurde ermittelt, daß man zumindest die kleineren und mittleren kosmischen Geschosse dieser Kategorie mit ziemlicher Sicherheit durch relativ leichte und dünne Mehrfachwandungen abfangen kann. Ausweichmanöver wären aus antriebstechnischen Gründen praktisch absolut utopisch. Ein Zusammenstoß mit extrem großen Meteorbrocken ist darüber hinaus so außerordentlich unwahrscheinlich, daß sich zumindest aus dieser Richtung das allgemeine Risiko der bemannten Raumfahrt kaum noch nennenswert erhöht.

Zeichnung: Hans Räde



Nußknacker aus dem Erzgebirge sind altbekannt. Dieser hat fast 100 Jahre auf dem Buckel. In den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts zierte er den Kopf der Sonntagsbeilage der „Chemnitzer Freien Presse". Das war eine Zeit, da die Arbeitsordnung der „Chemnitzer Aktienspinnerei" zum Beispiel eine Arbeitszeit für Erwachsene von 76 Stunden wöchentlich und für Schulkinder „in der Regel" nicht länger als 10 Stunden täglich vorsah und diese Arbeitsverhältnisse für die Arbeiter der Erzgebirgsdörfer noch immer anziehend waren.

Die „Chemnitzer Freie Presse" war eine Arbeiterzeitung, und so lautete das „Nußknacker-Motto":

„In bewegten Zeiten, wisse,
gibts zu knacken harte Nüsse.
Und ich will mich drum
verpflichten,
Diese Arbeit zu verrichten.
Du, o Volk, dem ich so gerne
Dienen will, erhältst die Kerne,
Doch die Schöpfer Deiner
Qualen,
Die traktier ich mit den
Schaalen."

Unser Nußknacker wollte also nicht so sehr Spaßmacher, sondern vor allem Schrittmacher sein. Und es gab und gibt noch so manchen Gesinnungsgenossen am Fuße des Erzgebirges, der nach seinem Motto lebte oder lebt, auch in dem Städtchen, das seine Einwohner „Luch" nennen.

„Ganz einfache Arbeiter"

Lugau ist rund 10 Kilometer vom bekannten Sachsenring bei Hohenstein-Ernstthal gelegen. Wenn du den bescheidenen Bahnhof verläßt, stehst du vor einem kleinen, aber prächtigen, städtischen Rosengarten. Auch in den privaten Gärtchen entdeckst du viele Blumen und vor allem immer wieder Rosen. Ob die Arbeit unter Tage eine besondere Freude an dem Rot in den Gärten erzeugt? Hervorgebracht hat sie jedenfalls bei vielen das Rot der Gesinnung.

Von Zeit zu Zeit ging der Name der Bergarbeitergemeinde durch die Zeitungen der Welt. Immer wenn eine Bergwerkskatastrophe Leid in die Lugauer Familien getragen hatte. Und es gab viele Katastrophen. Die größte im Jahre 1861, als 102 Bergleute im Schacht „Neue Fundgrube" den Tod fanden. Kumpellos? Die Bergarbeiter wußten, daß ihr Beruf hart und gefährlich ist. Und sie erkannten auch, daß die Möglichkeiten wuchsen, Katastrophen im Berg zu verhindern. Nein, eine viel größere Last – das Elend, der Hunger – empörte die Bergarbeiter weit mehr und nährte ihren Haß gegen die Grubenherren. Kein Wunder also, daß sich die Lugauer Arbeiter schon früh organisierten, zunächst in spontanem Haß, aber schon bald durch die marxistische Idee inspiriert.

Ob die Lugauer schon vor 100 Jahren die Rosen hegten und pflegten? Einer, der im Sommer 1867 in die Gemeinde kam, war jedenfalls davon nicht beeindruckt. Er schrieb in einem Brief: „Denken Sie, am Montag hatte ich von Stollberg nach Geyer zu Fuß zu laufen, am Dienstag gar von Geyer nach Lugau. Und dabei die furchtbare Hitze, das unregelmäßige Leben, kein Schlaf wegen der ungewohnten Betten und die geistige Anstrengung! Das halte ein anderer aus!"

Der so über die Beschwer-

Klagende Frauen vor dem Unglücks-Schacht, Lugau Juli 1867.

Von Oberst R. Leuschner und Major H. Huth

Drei Kumpel aus Lugau, etwa 1885.

nisse seiner Wahlreise klagte, war niemand anderes als Wilhelm Liebknecht. Die Arbeiter des 19. Wahlkreises dankten es ihm, indem sie ihn als einen der wenigen fortschrittlichen Abgeordneten in den Norddeutschen Landtag wählten.

Wahrscheinlich waren auch jene zwei Arbeiter gekommen, Liebknecht zu hören, die im folgenden Jahr, am 15. November 1868, im Auftrage der bestehenden Arbeiterkomitees einen Brief an Karl Marx schrieben:

„Vor einigen Wochen gelangte unter der Adresse Vorschuß und Konsumverein Lugau ein Buch, betitelt ‚Die Internationale Arbeiterassoziation' (I. Internationale d. V.) . . . in unsere Hände . . .

Wir überzeugten uns, daß hier ebenfalls ein günstiges Terrain zur weiteren Ausbreitung dieser Assoziation vorhanden sei und daß eine Beteiligung der hiesigen Arbeiter, namentlich seitens der zahlreichen Kohlenarbeiter nicht nur im allgemeinen, sondern auch für die Betreffenden selbst von großem Vorteil sein werde . . . ▶

Adolf Hennecke gab den Anstoß.

Indem wir schließlich bitten, dieses Schreiben nicht kritisch beurteilen zu wollen, indem die Schreiber ganz einfache Arbeiter sind, der eine ein Ziegelbrenner, der andere ein Kohlenarbeiter

zeichnen wir mit
Hochachtung ergebenst

Gustav Adolph Bachmann –
Karl Wilhelm Jungnickel"

Karl Marx antwortete auf diesen Brief, und die Lugauer Bergarbeiter gründeten bald eine Sektion der I. Internationale. Einige Monate später, im Juli 1869, gehörten K. W. Jungnickel und andere Lugauer Bergarbeiter gemeinsam mit A. Bebel und W. Liebknecht zu den Unterzeichnern der Einberufung des Eisenacher Kongresses zur Gründung der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei Deutschlands.

So war der „ganz einfache Arbeiter" Jungnickel aus Lugau als einer der ersten darangegangen, „zu knacken harte Nüsse", ein „Kohlenarbeiter", der von sich hätte sagen können: die Schöpfer der Qualen des Volkes, „die traktier ich mit den Schaalen". Die Kerne indes vermochten er und seine Genossen dem Volke noch nicht zu erkämpfen. Der Schrittmacher dazu war 80 Jahre später ein anderer Lugauer Kumpel.

Die Kerne dem Volk

Wer war, wer ist jener Lugauer „Kohlenarbeiter" Adolf Hennecke, der vor genau 20 Jahren, am 13. Oktober 1948, in die Grube „Gottessegen" einfuhr, bei Schachtende seine Norm mit 380% erfüllt hatte und einer breiten Aktivistenbewegung seinen Namen gab?

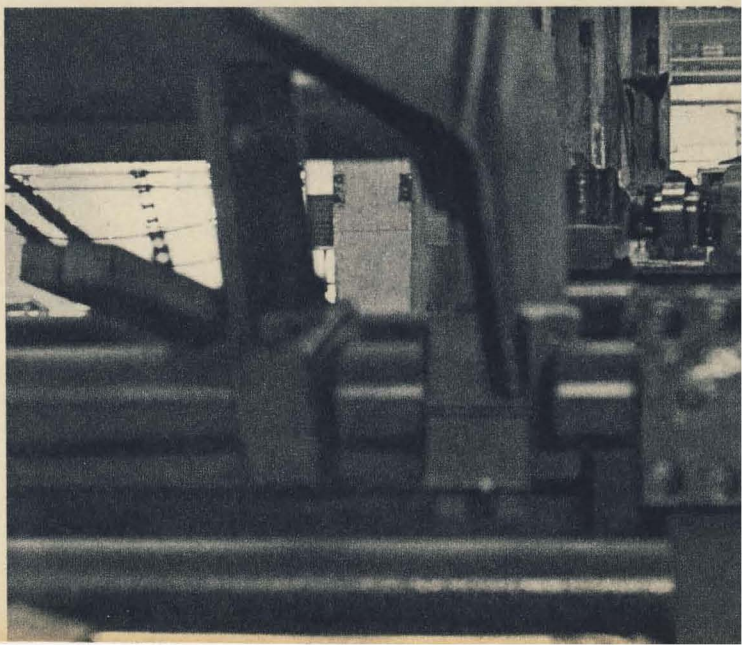
Über seinen Beruf äußerte er sich einmal:

„Die Ansicht, daß niemand, der einmal im Bergbau gewesen ist, wieder davon loskomme, ist auch bei mir wahr geworden. Gewiß habe ich auch manche schwere Schicht gemacht. Ich habe manchen lieben Kameraden gekannt, den das Bergmannsschicksal getroffen hat, aber es gibt trotz aller Schwere wohl kaum einen Beruf, in dem man so selbständig arbeitet, wie den des Bergmanns. Tägliche neue Situationen, wechselnde geologische Verhältnisse erfordern Vielseitigkeit in der Arbeit. Durch Überlegung mit kraftvollem Einsatz meistert ein echter Bergmann alle auftretenden Schwierigkeiten. Er ist wie ein freier, schaffender Künstler in seinem Bereich."

Vor dem Faschismus war Adolf Hennecke Mitglied der Revolutionären Gewerkschaftsopposition, und obwohl er keiner Partei angehörte, galt er in Lugau als Kommunist. Nach dem Krieg wurde er Mitglied der Arbeiterpartei und besuchte eine Parteischule.

So kam der Sommer 1948 heran. Die Partei hatte die Devise aufgestellt, die heute so einleuchtend klingt: „Mehr produzieren, gerecht verteilen, besser leben!" Aber dennoch stagnierte im Bergbaurevier die Förderung, ja sie war teilweise sogar rückläufig. Ein ganzer Sack harter Nüsse war zu knacken: Die Arbeitsunlust der alten Kumpel und die unbefriedigenden Leistungen der neu in den Bergbau Gekommenen; sich verschlechternde geologische Bedingungen und der Mangel an Material; die unzulängliche Versorgung mit Konsumgütern aller Art und, und ... Das Kernproblem aber war, was Adolf Hennecke später so formulierte: „Inzwischen waren wir beim Bergbau landes- und später volkseigen geworden. Diese Tatsache wurde jedoch von den meisten Arbeitern und Angestellten wenig oder gar nicht beachtet ...

Ich kenne so manchen Arbeiter und Angestellten, der in seinem Haushalt streng auf Ordnung hält, der sich müht, seinen Hausrat und alles, was zu seinem Privateigentum gehört, zu erhalten und zu mehren. Wenn wir diese Menschen zu dem gleichen Tun in unseren volkseigenen



Manfred Richter in seinem Heiligtum, dem Polytechnischen Kabinett.

Betrieben veranlassen, haben wir viel erreicht."

Und so gab er das Beispiel. Keines, das sich täglich wiederholen lassen sollte, sondern „eine einmalige außergewöhnliche Leistung ... die beweisen sollte, daß bei guter Arbeitsorganisation und der Zusammenarbeit von Körper und Geist eine allgemeine Leistungssteigerung möglich ist. ... Ich war mir darüber klar, daß ich nach vollbrachter Tat Anfeindungen ausgesetzt sein würde, aber um der Sache willen nahm ich dies in Kauf."

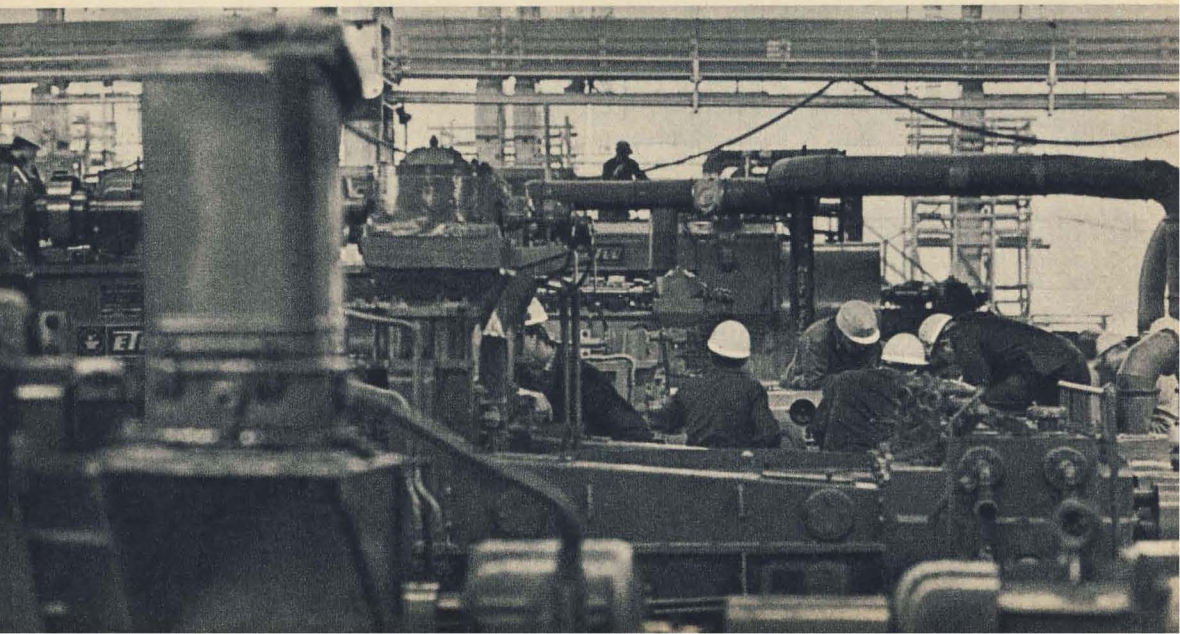
Henneckes Name kam damals in alle Munde. Und nicht wenige Witze und Anekdoten entstanden, freundliche („Du hast wohl grad 380 Prozent gemacht, weil unser Bergwerksschnaps 38 Prozent hat?") und hinterhältige, gemeine. Man fand es „drüben" pikant, daß seine Namen wie die Adolf Hitlers mit A. H. beginnen. Jene, die dem Arbeiter die Wege zu den Höhen der Bildung verschlossen hatten, wollten den Schrittmacher Hennecke auch mit so jämmerlichen Versen töten wie:

„Der Hennecke macht Schulreform
in einem tollen Trab,
er hängt eben Schiller ab.
Die Glocke lautet knapp:
Loch in Erde, Bronze rin,
Glocke fertig, bim, bim, bim!"

(Die Welt, 10. 7. 49)

Aber wer zuletzt lacht, lacht am besten. Eine ganze Bewe-

Die Kaltwalzwerkhalle im Eisenhüttenkombinat Ost während einer Funktionsprobe; es ist das größte Investitionsvorhaben unserer Metallurgie; mit sowjetischer Hilfe wird das Werk gebaut; ab 1969 werden in Lugau zwei neue Hallen für die Kaltwalzenfertigung errichtet.



gung gab sich seinen Namen. Er persönlich aber studierte, erhielt hohe Auszeichnungen (seinen Nationalpreis spendete er für den Aufbau eines Kindergartens und eines Jugendklubs in Lugau), wurde Abteilungsleiter in einem zentralen Wirtschaftsorgan und Mitglied des ZK.

In Westdeutschland wird ein bereits jahrzehntealtes sogenanntes Munzinger-Archiv fortgesetzt. Es bietet Kurzbiographien bekannter Politiker, Künstler und anderer Persönlichkeiten. Mit Adolf Hennecke führt es zum ersten Male einen deutschen Bergarbeiter. Dies beweist, daß der Lugauer Kumpel nicht nur dem Volke den Kern gegeben hat, sondern daß er zugleich von sich sagen kann: „Doch die Schöpfer Deiner Qualen, die traktier ich mit den Schaalen."

„Nicht so lala"

Wir wollten auch noch einen aus der jüngsten Lugauer Parteigeneration kennenlernen. Wir finden ihn in Manfred Richter (Ende der 20) und sitzen ihm gegenüber im Polytechnischen Kabinett einer Handschuhfabrik, die längst keine mehr ist, sondern eben eine Betriebsberufsschule. An verschiedenen Seiten ist angebaut worden. Das sieht nicht schön aus, aber ist ein schöner Beweis für den Aufschwung des Werkes, zu dem die BBS gehört. Es ist das Edelziehwerk Lugau, ein Zweigbetrieb des Edelstahlwerks in Freital.

Manfred Richter hat eine eigene Art zu sprechen, schnell, doch überlegt. Nicht selten fällt nach einigen Ausführungen der einschränkende Satz: „So denke ich jedenfalls." Aber die energischen, kräftigen Handbewegungen bedeuten: „Es kann im Grunde gar nicht anders sein." Ob er als Feldwebel auch schon so gesprochen hat?

Angefangen hat er Elektrotechniker zu lernen, als es vom Lehrmeister — „Einer von den Alten" — noch öfter ein paar Schellen gab. Dann hat er — „Vater war auch da" — unter Tage gearbeitet. Aber damals war es mit der Elektrotechnik noch nicht weit her im Schacht. Da ist er umgesattelt — „Auch wenn ich erst mal weniger verdient habe! Aber die moderne Technik interessierte mich" — und hat seinen Meister gemacht und ist heute für den polytechnischen Unterricht auf seinem Spezialgebiet verantwortlich.

Sein Steckenpferd scheint die Arbeitsgemeinschaft Elektrotechnik/Elektronik zu sein. Er geht die Liste der Namen durch: „Wendler — Vater Bergmann, Junghans — Bergmann, Mehlhorn — Bergmann, Wettermann — Drogist . . ." Diese Liste ist typisch für Lugau. Die meisten Schächte waren ja bereits in kapitalistischer Zeit stillgelegt, unrentabel oder nicht mehr fündig. Heute gibt es nur noch drei zu einem Bergwerk vereinigte Schächte in der Nachbarstadt Ölsnitz. Auch sie werden in nicht allzuferner Zeit stillgelegt sein. Aber Umgliederung, gesicherter Arbeitsplatz, Qualifizierung werden die Perspektive des Bergarbeiters im sozialistischen Lugau sichern.

Bedeutendster Lugauer Betrieb aber wird dann das Edelziehwerk sein.

Es entstand auf dem Gelände einer kleinen Automatenbude, die wegen des mehrfachen Bankrotts der Besitzer und wegen des blauen Anstriches von Fenster und Türen ironisch „blaues Wunder" genannt wurde. Im Krieg produzierte man dort allerdings große „blaue Bohnen": Granaten. Vier Wochen nach Kriegsende war dann mit 70 Beschäftigten neu begonnen worden. 1966 waren es 440 und bis 1972, wenn der großzügige Ausbau beendet ist, werden noch einmal so viel hinzugekommen sein.

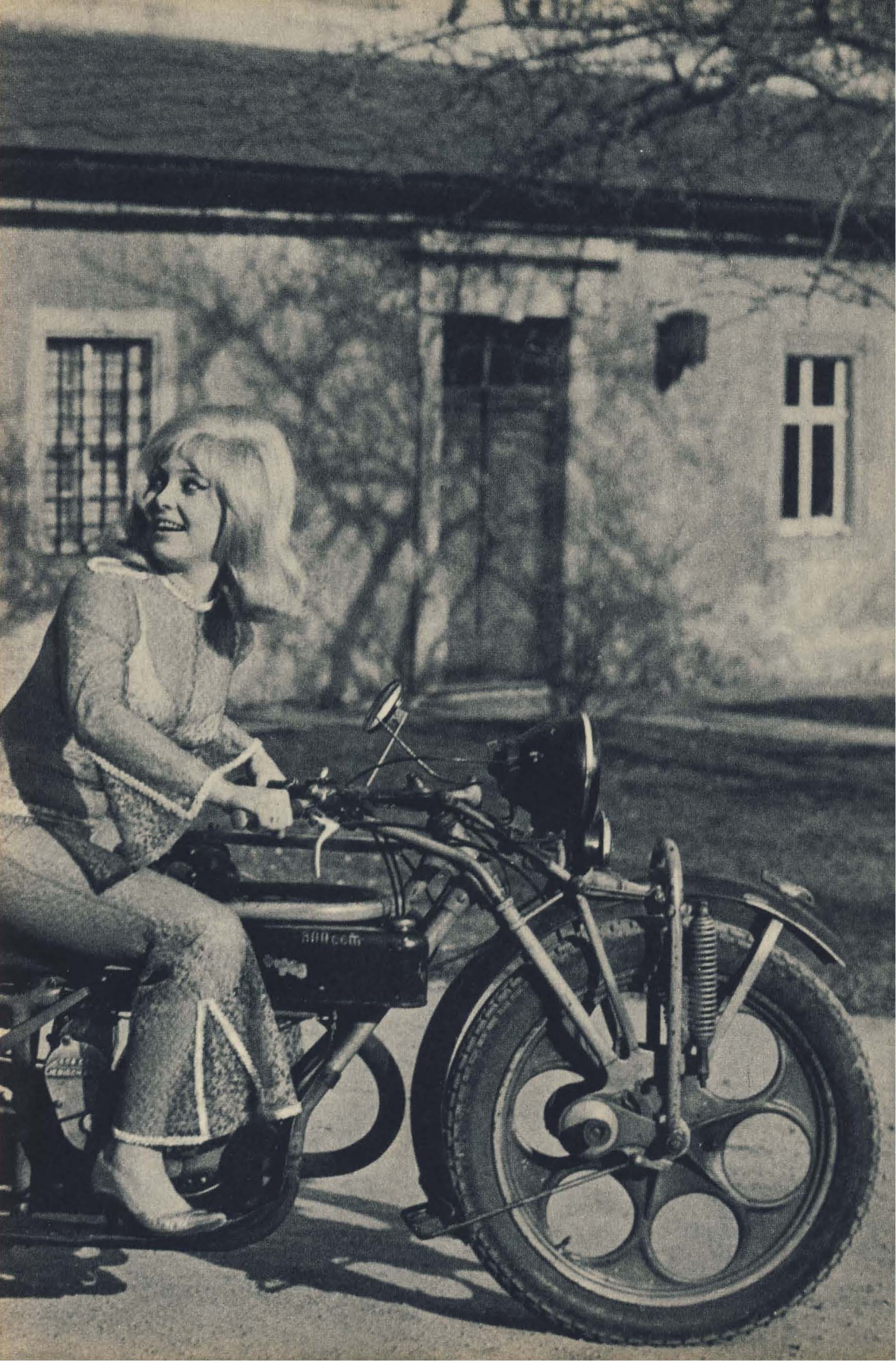
Dabei hat sich die Tonnenproduktion in den vergangenen Jahren vermindert. Aber da 1963/64 die Produktion von hochlegierten Stählen aufgenommen und die Produktion auf kleinere Abmessungen erweitert wurde, ist das Weniger mehr. Neue Hallen, neue Maschinen aus der DDR, aus Schweden und Bielefeld beeindrucken übrigens bei einem Durchgang.

So verwundert es nicht, daß in der ehemaligen Handschuhfabrik ein weiterer Anbau geplant ist. Aber das sind nicht die härtesten Nüsse, die auch Manfred Richter zu knacken hat. Mit seiner Arbeitsgemeinschaft hat er im Bezirksausscheid der Messe der Meister von morgen die Note „Sehr gut" erhalten („Vielleicht kommen wir nächstes Jahr in den Republikausscheid"). Er muß Grundbegriffe vermitteln, aber mit einem Auge schon in die komplizierte Zukunft blicken („Jetzt zieht in die Betriebe die Halbleitertechnik mit großen Schalterschränken ein"). Er hat damit zu kämpfen, daß seine Schüler unaufmerksamer werden, sobald sie in die 10. kommen („Aber ich will doch nicht, daß sie über mich sagen, wenn sie in ein paar Jahren ins Werk zurückkommen: So eine Flasche, der Richter, nichts gelernt haben wir bei ihm").

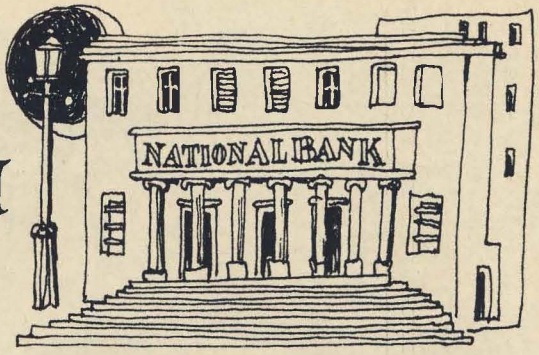
Und seine Rezepte? „Ich muß Forderungen und Aufgaben stellen. Es darf nicht so lala dahergehen, es wird schon klappen oder so. Jeder muß seine Höchstleistung bringen. Das hat der Adolf Hennecke auch gemacht, und nur so kann sich der Staat verändern. Meine ich jedenfalls." (Und dazu spricht die Hand.) Und ein zweites Rezept: „Man hat mir klargemacht, daß ich eben auch erziehen muß. Ich habe auch mit meiner Frau darüber gesprochen. Wenn man ehrlich ist: Es gab keine echten Gründe, daß ich erst jetzt Mitglied der Partei wurde."

Später hören wir noch vom Parteisekretär des Werkes: „Der Genosse Richter ist einer, der sich nicht gleich entscheidet. Aber wenn, dann steht er. Er war auch als Parteiloser immer Schrittmacher."

So braucht uns um die „Nußknacker" aus Lugau von morgen nicht bange zu sein.



Der Coup wird um Mitternacht gelandet!....!



Kriminalerzählung von Ilja Warschawski

Polizeikommissar Patrick Reich ließ sich in den ihm dienstfertig hingeschobenen Sessel fallen und sah sich um. Die weißen Schalttafeln mit den vielen Knöpfen und bunten Lämpchen erinnerten ihn an einen automatischen Cocktailmixer, und die beiden Pultoperateurinnen in weißen Arbeitsmänteln machten das Rechenzentrum einer Bar noch ähnlicher. Ihr übertriebenes Mak-up mißfiel Reich ebenso wie die Anschaffung des Computers überhaupt. Wäre das Innenministerium nicht so auf Publicity versessen, so hätte man sich alle diese kostspieligen Neuerungen sparen können. Als ob Patrick Reich, nachdem er nun fünfzig Jahre bei der Polizei war, nicht wüßte, daß ein einziges nicht geklärtes Verbrechen genügte, die Zeitungsmeute aufheulen zu lassen, die Polizei sei von Gangstern bestochen. Bestochen! Als ob die es nötig hätte, wo doch jedes Gangstersyndikat der Polizei haushoch überlegen ist mit seinen Panzerwagen, Hubschraubern, automatischen Waffen und Tränengasbomben, vor allem aber mit seiner Möglichkeit, nach Belieben zu ballern und auf wen es wollte. Bestochen!

David Logan platzte fast vor Ungeduld, aber er hütete sich, den Kommissar in seinen Gedanken zu stören. Man sah, daß der Alte dem ganzen Zauber nicht traute, sonst würde er nicht so tun, als ob ihn das hier nichts anginge. Na schön, wollen sehen, was er für Augen macht, wenn Logan seine Karten auf den Tisch legt. So ein Coup wird schließlich nicht alle Tage vorbereitet.

Reich zog seine Pfeife aus der Tasche und schaute sich aufmerksam um, ob nicht ein Rauchverbot an der Wand hing. „Bitte schön!" Logan ließ sein Feuerzeug klicken.

„Danke!"

Ein paar Minuten paffte Reich schweigend seine Pfeife. Logan kreuzte mit dem Bleistift verschiedene Stellen auf den Lochstreifen an, wobei er heimlich seinen Chef beobachtete.

Schließlich sagte Reich:

„Sie meinen also, daß heute nacht ein Einbruchsversuch in der Nationalbank unternommen wird?"

„Genau."

„Aber warum ausgerechnet heute und unbedingt in der Nationalbank?"

„Bitte." Logan reichte dem Kommissar einen Zettel. „Der Computer hat alle Bankeinbrüche in den letzten fünfzig Jahren analysiert und die Angaben extrapoliert. Der nächste Einbruch", Logan wies mit dem Bleistift auf einen bestimmten Kurvenpunkt, „muß heute steigen."

„Hm ..." Reich deutete mit dem Finger auf den Punkt. „Und woraus ergibt sich, daß er in der Nationalbank steigen muß?"

„Aus der Wahrscheinlichkeitstheorie. Sie wissen doch, mathematische Erwartung und so..." Die Nationalbank ... Reich erinnerte sich an den Einbruch von 1912 in der NB. Bei der Knallerei hatte er einen Knieschuß abbekommen, und die Gangster doch mit seinem Motorrad eingeholt. Idyllische Zeiten waren das, als die Banden noch klein waren und sich mit altmodischen Schießeisen begnügten. Damals war mit Mumm und Findigkeit noch was auszurichten. Aber jetzt – Erwartungswert, Korrelation, Gaußsche Funktionen, Lochstreifen!

Himmelherrgott! Aus der Kriminalpolizei war ein regelrechtes mathematisches Seminar geworden.

„... es steht also fest, daß die Scholetti-Bande ..."

„Was haben Sie gesagt?" fragte Reich erstaunt. „Die Scholetti-Bande. Sie verfügt über die modernsten Tresorknacker und hat schon lange kein Ding mehr gedreht."

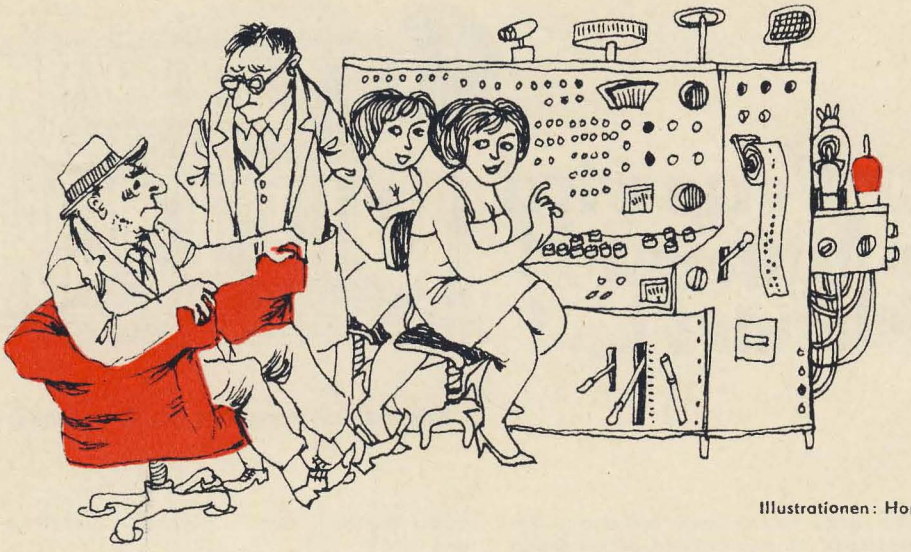
„Das von wegen Scholetti hat Ihnen wohl auch der Computer verraten?"

„Ja, nach Ansicht des Elektronengehirns werden es Scholettis Leute sein. Mit 86 Prozent Wahrscheinlichkeit."

Reich stand auf und ging ans Schaltpult.

„Scholetti wird also heute nacht den Tresor der Nationalbank knacken?"

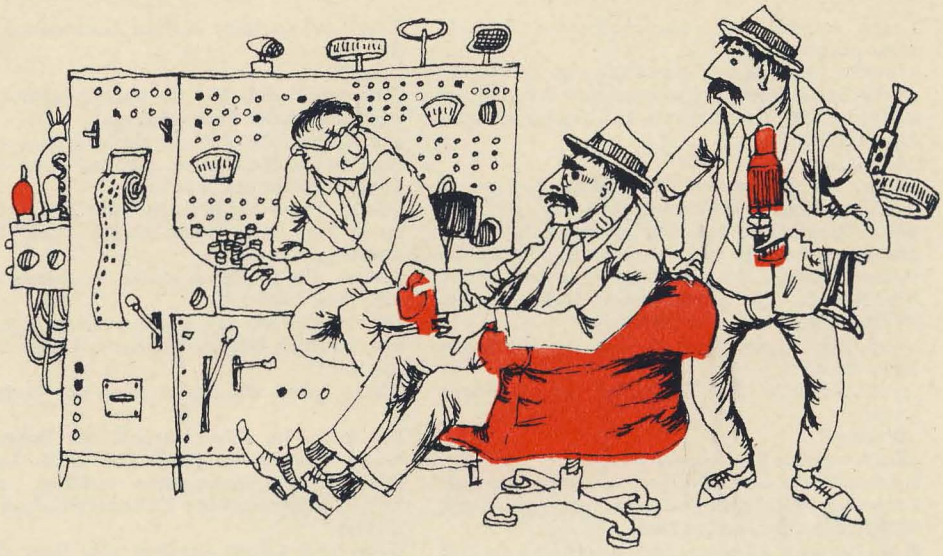
„Sehr richtig." ▶



Illustrationen: Horst Bartsch

Reich grinste:
„Na, dann kann er mir nur leid tun."
„Warum?"
„Was meinen Sie denn? Da wird also ein Einbruch vorbereitet; Sie wissen es, ich weiß es, die Maschine weiß es, und nur Scholetti selbst hat davon keine Ahnung."
Genugtuung brauste in Logan auf – jetzt konnte er's dem Alten geben:
„Da sind Sie nicht ganz richtig", sagte er schadenfroh. „Scholettis Bande hat sich genau den gleichen Computer angeschafft. Das Wann und Wie wird er ihr schon verraten, da können Sie Gift drauf nehmen."

Jean Bristeau hatte seiner Universitätslaufbahn ein dickes Bankkonto vorgezogen und trauerte ihr auch nicht nach. Er empfand die nüchterne Selbstzufriedenheit eines Mannes, der auf die himmlische Seligkeit verzichtet hat, um die sündigen Freuden dieses irdischen Jammertals auskosten zu können. Und er hatte nicht die geringsten Gewissensbisse, seine Kenntnisse an ein Gangstersyndikat verkauft zu haben: Programmist war er und war es auch geblieben, nur daß Opa Scholetti ihm zehnmal soviel zahlte, wie er in jeder anderen Firma bekommen hätte. Er warf einen Seitenblick auf den alten Mann, dem sein Leibwächter in diesem Augenblick aus einer Thermosflasche das zweite Glas heiße Milch eingoß. Ein Bild, um das sich die Zeitungsreporter gerissen hätten: Der Bankenschreck Pedro Scholetti trinkt Milch wie ein Säugling.
„Na, mein Junge?" Scholetti stellte das leere Glas auf das Maschinenpult und wandte sich zu Bristeau um. „Deine Kartenschlägerin sagt also, daß uns Geld ins Haus steht?"
Bei dem Wort „Kartenschlägerin" rümpfte Bristeau die Nase.
„Es ist mir gelungen", antwortete er trocken, „die Periodizitätsformel für Bankeinbrüche zu finden. Für geglückte natürlich", fügte er hinzu und nahm einen Zeigestab zur Hand. „Hier, auf dieser Zeichnung, sind sie als schwarze Kreise eingetragen. Die roten Kreise sind Einbrüche nach meiner Formel. Die Lage der Kreise auf der Senkrechten gibt den Wert der Beute, auf der Waagerechten das Datum des Einbruchs an. Wie Sie sehen, ist der nächste Großeinbruch heute fällig. Ich wüßte nicht, warum wir uns so eine Beute entgehen lassen sollten."
„Was für eine Beute?"
„Vierzig Millionen."
Eine Weile blieb der Boß des Syndikats schnaufend sitzen. Offenbar überlegte er sich die Sache.
„Welche Bank?"
„Die NB."
„So."
Der Gedanke, mit der Nationalbank anzubinden, bei der das Syndikat schon zweimal auf Granit gebissen hatte, war Scholetti offenbar nicht sehr sympatisch. Aber wenn es um vierzig Millionen ging, war das Risiko, ein Dutzend Jungen zu verlieren, immerhin diskutabel.
Bristeau wußte, warum Scholetti schwankte, und beschloß, seinen größten Trumpf auszuspielen.
„Natürlich wird das Unternehmen in allen Einzelheiten von der Maschine geplant."
Das schien zu sitzen. Was Scholetti am meisten scheute, war Verantwortung. Aber wenn die Maschine . . . Doch da kam ihm die Erleuchtung:
„Augenblick mal! Der alte Reich soll jetzt in seinem Saftladen ebenso eine Maschine haben. Kann die uns nicht verpfeifen?"
„Möglich", antwortete Bristeau leichthin. „Aber



auch dann sind wir ihm um eine Nasenlänge voraus: wir wissen, daß die einen Computer haben, sie können höchstens vermuten, daß wir auch einen besitzen."

„Na und?"

„Das ist es doch gerade. Die Maschine kann mehrere Einbruchvarianten ausarbeiten, bessere und schlechtere. Angenommen, der Computer hat die Polizei auf die Möglichkeit eines Einbruchs aufmerksam gemacht. Dann wird Reich ihn beauftragen, festzustellen, welches Syndikat den Versuch machen und welcher Taktik es sich dabei bedienen wird. Von der Optimalvariante ausgehend, wird die Polizei dann ihre Taktik festlegen."

„Und uns glatt erschießen?"

„Unter keinen Umständen."

„Wieso?"

„Weil wir das ja wissen und deswegen statt der Optimalvariante eine andere nehmen."

Scholetti schüttelte energisch den Kopf.

„Unsinn! Sie legen uns einfach einen Hinterhalt, und wir sind aufgeschmissen."

„Da sind Sie aber auf dem Holzweg", entgegnete Bristeau. „Reich wird sich bestimmt nicht entschließen, einen Hinterhalt zu legen."

„Warum denn nicht?"

„Aus rein psychologischen Gründen."

„Hast du eine Ahnung von der Psychologie eines Polizisten!" meinte Scholetti mit überlegenem Lächeln. „Ich kenne den alten Reich seit mehr als dreißig Jahren und sage dir: Reich geht immer auf die sichere Tour und läßt sich durch nichts von einem Hinterhalt abbringen."

Bristeau griff wieder nach dem Lochstreifen. „Vielleicht verstehe ich wenig von der Psychologie eines Polizisten, aber für die Maschine gibt es keine unlösbare psychologische Aufgabe, wenn sie nur entsprechend programmiert ist. Hier die Lösung einer solchen Aufgabe. Gegeben ist folgendes: Reich ist längst pensionsreif. Im Innenministerium denken manche schon lange daran, ihn durch einen jüngeren und weniger starrsinnigen Beamten zu ersetzen. Zweitens: Soll ein Hinterhalt in der Nationalbank gelegt werden, so kann das nur mit Genehmigung des Innenministeriums und mit Zustimmung des Finanzministeriums geschehen. Was hätte Reich von einem Hinterhalt? Höchstens einen taktischen Vorteil. Und was setzt er dabei aufs Spiel? Seinen Ruf, wenn er den Überfall nicht abschlagen kann. Denn dann werden alle Zeitungen zetern, die Polizei könne mit Gangstern nicht einmal fertig werden, wenn sie über die geplante Aktion informiert ist. Und noch mehr wird er sich blamieren, wenn er einen Hinterhalt legt und dann kein Einbruchsversuch unternommen wird. Wird also Reich um eine Genehmigung für den Hinterhalt ansuchen, wenn er selber nicht recht an Maschinenprognosen glaubt? Gewiß nicht. Das ist doch logisch."

Scholetti kratzte sich am Kopf.

„Na, dann laß mal deine Varianten sehen", brummte er und schob sich bequemer zurecht.

„Schön", sagte Reich, „Ihre Variante ist echt Scholetti. Der ist immer auf Knalleffekte scharf, daher der Durchbruch mit Panzerwagen, die Pulverladungen und die geplante Blockierung der anliegenden Straßenzüge. Aber ich kann nicht begreifen, wozu er die Scheindemonstration hier nötig hat." Bei diesen Worten wies der Kommissar mit dem Zeigefinger auf eine der Hauptverkehrsstraßen. „Es hätte doch nur dann Sinn, stärkere Polizeikräfte hierher abzulenken, wenn wir wüßten, daß ein Einbruchsversuch bevorsteht, und uns zu Gegenmaßnahmen entschlossen hätten." ▶

Logan konnte ein triumphierendes Lächeln nicht unterdrücken.
„Jawohl, nur dann", bestätigte er. „Scholetti ist davon überzeugt, daß uns seine Absicht bekannt ist, und bereitet sein Unternehmen dementsprechend vor."
„Sonderbar."
„Nicht im geringsten. Das Innenministerium hat in die ganze Welt hinausposaunt, daß sich das Polizeipräsidium den modernsten Computer angeschafft hat. Meinen Sie denn, im Rechenzentrum des Scholetti-Syndikats sitzen Schafsköpfe, die nicht wissen, daß wir nun Verbrechen voraussehen können?"
„Und was ergibt sich aus all dem?" fragte Reich trocken.
„Daß Scholetti die Variante 1 nie benutzen wird."
„Warum?"
„Eben weil sie die beste ist."
Reich klopfte seine Pfeife aus, stopfte sie aufs neue und schaute, in Gedanken versunken, den blauen Rauchschwaden nach.
Nach ein paar Minuten rief er erfreut aus: „Ich glaube, Dave, ich hab's! Sie wollen sagen, das Syndikat ahnt nicht nur, daß wir über den bevorstehenden Einbruch informiert sind, sondern auch, daß wir seine Pläne in der Hand haben."
„Sehr richtig. Die wissen, daß unsere Maschine über die gleichen Möglichkeiten verfügt wie ihre. Also haben wir auch ihren Aktionsplan in der Hand, und da dieser Plan für das Syndikat am vorteilhaftesten ist, wird die Polizei ihre Gegenmaßnahmen zweifellos auf ihn zuschneiden."
„Und inzwischen . . ."
„Inzwischen entschließen sie sich für eine weniger günstige Variante, die jedoch den Vorteil hat, für die Polizei völlig überraschend zu sein."
„Uff!" Reich wischte sich mit dem karierten Taschentuch den Schweiß vom knallroten Hals. „Sie glauben also, daß wir . . ."
„. . . an die Analyse des Plans 2 gehen müssen", fiel ihm Logan ins Wort.

„Ich kann nicht verstehen, warum Sie so gegen diese Variante sind!" rief Bristeau aus.
„Weil sie heller Wahnsinn ist!" Scholettis Stimme zitterte vor Wut. „Gut, ich habe fünf Hubschrauber, aber das bedeutet doch nicht, daß ich Tausendkilobomben abwerfen und Luftlandeunternehmen durchführen kann. Ich bin wohl Kriegsminister? Warum sollen wir eigentlich auf die erste Variante verzichten? Die ist doch in Ordnung."
„Aber Sie müssen doch zugeben", erwiderte Bristeau, „das Gute an der Variante 2 ist, daß die Polizei sie für unrealisierbar halten muß. Denn woher sollten wir die Fliegerbomben nehmen?"
„Das meine ich doch gerade."
„Aber jetzt stellen Sie sich einmal vor, Sie hätten sich tatsächlich ein paar Bomben verschafft. Dann ist die Polizei der Variante 2 gegenüber hilflos. Sie hält sie ja für einen Bluff und bereitet sich zu Maßnahmen gegen den Plan 1 vor."
„Und?"
„Das heißt, daß Sie die vierzig Millionen von der Bank in der Tasche hätten."
Die Erwähnung der vierzig Millionen stimmte Scholetti nachdenklich. Er zog den Telefonapparat näher und wählte:
„Hallo, Pete! Ich brauche zwei Fliegerbomben zu je 1000 Kilo. Heute abend. Was? Geht in Ordnung, ruf an."
„Sehen Sie, für das Syndikat ist nichts unmöglich", sagte Bristeau.
„Das wollen wir erst sagen, wenn wir die Bomben wirklich haben. Vielleicht kriegt Pete sie gar nicht."
„Dann haben wir immer noch die Variante 3".

Die Hitze im Computersaal des Polizeipräsidiums war unerträglich. Die heiße Luft, die von der Rechenmaschine aufstieg, ließ die Baby-Doll-Pracht der Pultoperateurinnen zerfließen.
Reich und Logan beugten sich über den mit Lochbandfetzen bedeckten Tisch.
„Nun gut", krächzte Reich, bemüht, sich trotz der Geräusche des Ausgabewerks vernehmlich zu machen, „angenommen, das Syndikat hat sich ein Paar ausrangierte Bomben verschafft. Das ist höchst unwahrscheinlich. Aber schließlich bin ich bereit, mich selbst mit einer solchen Hypothese anzufreunden . . ."
„Aha, sehen Sie, auch Sie . . ."
„Nicht so eilig, Dave! Ich sage das, weil mir die Variante mit dem fünfzig Meter langen unterirdischen Gang, der noch dazu aus dem Gebäude einer ausländischen Botschaft gegraben werden muß, verglichen mit dem Fliegerbombenplan als blühender Blödsinn vorkommt."
„Warum?"
„Erstens, weil das Graben eines solchen Stollens ungemein zeitraubend ist, und zweitens, weil nur ein Idiot sich vorstellen könnte, daß eine Botschaft . . ."
„Aber sehen Sie doch mal her", rief Logan und entfaltete den Stadtplan, „die Botschaft ist am günstigsten gelegen! Ein unterirdischer Gang, von da aus gegraben, würde direkt in den Tresorraum führen. Und außerdem . . ."

„Ja, wer wird sie denn da graben lassen?“ unterbrach ihn Reich.
„Diese Frage werden wir jetzt extra untersuchen“, sagte Logan mit überlegenem Lächeln. „Ich habe schon das Programm fertig.“

„Nun mach aber mal einen Punkt, Junge!“ Scholetti nahm die bestrumpften Füße vom Pult und streckte sie dem Leibwächter hin, der schon die Schuhe in der Hand hatte. „So verlieren wir nur Zeit. Dein erster Plan ist für mich gut genug.“
„Aber wir haben doch schon davon gesprochen, daß er der gefährlichste ist. Nach ihm vorgehen hieße, der Polizei in die Hand spielen.“
„Larifari! Für wann rechnet die Polizei mit dem Einbruch?“
„Für heute.“
„Dann brechen wir eben morgen ein.“
„Opa!“ rief Bristeau mit tiefer Empfindung. „Ihr Kopf ist eine richtige Rechenmaschine! Dann haben wir ja doppelt soviel Varianten!“

Logan knöpfte sich den durchschwitzten Hemdkragen auf. „Donnerwetter“, sagte er, „dann entpuppt sich also Variante 7 als Rückkehr zur Variante 1. Verflucht und zugenäht! Hören Sie mal, Kommissar, sollten wir nicht doch einfach einen Hinterhalt in der Bank legen?“
„Das geht nicht, Dave. Wir dürfen nun mal nichts unternehmen, was eine Börsenpanik auslösen könnte. Wenn wir um die Genehmigung für einen Hinterhalt einkämen, würden die Zeitungsleute bestimmt davon Wind bekommen, und dann . . .“
„Ja . . . Da haben Sie sicher recht, zumal sich aus der Variante 8 eine Verlegung des Einbruchstermins auf morgen ergibt, und in dem Fall . . . Himmelhergott, machen Sie doch dem Gebimmel ein Ende! Es läutet ja schon eine halbe Stunde!“
Eine der Operateurinnen ging ans Telefon.
„Ein Gespräch für Sie“, sagte sie zu Reich, die Sprechmuschel zuhaltend.
„Sagen Sie, ich sei beschäftigt.“
„Es ist der Diensthabende vom Polizeipräsidium. Und er sagt, es ist sehr wichtig.“
Reich nahm den Hörer.
„Hier Reich! Ja? Wann? Klar . . . Nein, besser ein Motorrad . . . Sofort“
Nach dem Gespräch sah Kommissar Reich seinen Untergebenen lange schweigend an. Als er schließlich den Mund auftat, war seine Stimme sonderbar ruhig.
„Sie hatten wirklich recht, Dave!“
„Inwiefern?“
„Vor zehn Minuten ist in der Nationalbank eingebrochen worden . . .“
Logan erbleichte.
„Und war es wirklich Scholetti?“
„Ich glaube, Scholetti hat sich auf ebenso einen Holzkopf wie Sie verlassen. Nein, das Ding hat offenbar Sims gedreht. Ich kenne doch seine Art: er macht alles allein, in der einen Hand ein Schießeisen von 1912, in der anderen eine Konservenbüchse, auf eine Fleischwolfkurbel gesetzt.“

Typisch männlich . . .

„dur for men“ — in dieser neuen Herrenserie, deren Palette von einem Rasierwasser über eine Hautcreme bis zu einem Haarwasser und einem Trockenrasierwasser, einem Eau de Cologne und einem Parfüm de toilette reicht, ist alles enthalten, was „Ihn“ von früh bis spät gepflegt sein läßt.

VEB BERLIN KOSMETIK

104 BERLIN · ANKLAMERSTRASSE 38

Gegen Einsendung des untenstehenden „dur-Zeichens“ erhalten Sie kostenlos unseren ausführlichen „dur“-Prospekt.

dur FORMEN

ARI-COCKTAIL

Bonn-Bonn's

„Tünnes, die Bonner ‚Parlamentarische Gesellschaft e. V.' schenkt neuerdings kein ‚Pilsner Urquell' mehr aus, weil sich die ‚Sudetendeutsche Landsmannschaft' darüber aufgeregt hat." — „Hab ich schon immer gesagt!" — „Daß man kein Urquell trinken soll?" — „Unsinn, daß bei denen Hopfen und Malz verloren ist!"

●

„Tünnes, Brandt führte mit Kiesinger wieder mal Geheimgespräche!" — „Ja, und wie es heißt, einigten sich die beiden!" — „Worüber Tünnes?" — „Über denselben Rechts-Standpunkt!"

Zeichnung: Klaus Arndt

●

„Du, ich habe festgestellt, daß Kiesinger sogar die neonazistische NP verteidigt!" — „Na, das ist doch logisch, Schäl!" — „Warum logisch, Tünnes?" — „Kiesinger kann eben nicht über seinen Thadden springen!"

●

Der Landwirtschaftsminister,
Herr Höcherl, CSU,
steht mit Caudillo Franco
schon lang auf Du und Du.

Herr Franco schenkte Höcherl
sein freundliches Vertraun,
er weiß, auf Bonns Minister
kann der Faschismus baun.

Und er verlieh Herrn Höcherl
das Großkreuz prompt als
Lohn.
Vom Hakenkreuz sprach
niemand;
das hat Herr Höcherl schon!

H. Lauckner

(SU)

Krieg und Frieden (III. und IV. Teil)

Nach dem Welterfolg der beiden ersten Teile der Verfilmung des Tolstoi-Romans gelangen jetzt mit „Borodino 1812" und „Pierre Besuchow" der dritte und vierte Teil des großen Filmepos zur Aufführung. Im Mittelpunkt des von Sergej Bondartschuk inszenierten Farbfilms stehen wiederum Pierre Besuchow (Bondartschuk), Andrej Bolkonski (Tichonow) und Natascha Rostowa (Saweljewa), deren Schicksale eng mit den historischen Ereignissen von 1812 verknüpft sind.

Am 26. 8. (7. 9.) 1812 findet in der Nähe des Dorfes Borodino, 110 km westlich von Moskau, die furchtbarste Schlacht ihrer Zeit statt, die zwar unentschieden endet, doch für Napoleons Armee die erste große moralische Niederlage bringt. Fürst Andrej Bolkonski wird schwer verwundet.

Indes sind die Franzosen weiter ins Landesinnere vorgedrungen. Kutusow ist gezwungen, Moskau räumen zu lassen. Auch die Rostows, die den schwer verwundeten Andrej Bolkonski aufgenommen haben, sind aus der Stadt geflohen. Der sterbende Andrej erkennt Natascha und bestätigt ihr seine Liebe. Pierre Besuchow, der in Moskau zurückgeblieben ist, wird gefangengenommen. Später fliehen die napoleonischen Eroberer, vom russischen Volksheer verfolgt, westwärts. Als Besuchow Monate danach zurückkehrt, ist das Ziel seines Lebens gefunden: „Unabhängige" und „aktive" Männer zu einem Kampfbund gegen alle gesellschaftlichen und politischen Übel zusammenzuführen.

Ar.

Anno Tobak

Segelflugzeug gegen Bomberverbände?

Unter den im Jahre 1944 in das sogenannte Jägernotprogramm der faschistischen Luftwaffe aufgenommenen Flugzeugen befand sich auch eine recht eigenwillige Konstruktion der Firma Blohm und Voss.

Es handelte sich um den Kampfsegler BV-40, ein relativ kleines Flugzeug ohne Eigenantrieb, das ein Minimum an Herstellungskosten und Arbeitsaufwand erforderte. Dieses Flugzeug sollte gegen die einfliegenden alliierten Bomberverbände eingesetzt werden. Das stellte man sich wie folgt vor: Das Kampfsegelflugzeug sollte von einer Me 109 G auf eine Höhe geschleppt werden, die 250–700 m über der Einflughöhe der Bomberverbände lag. Nach dem Ausklinken sollte es im Gleitflug in einem Winkel von etwa 20 Grad und einer Geschwindigkeit von 900 km/h dem Verband entgegenfliegen. Beim Durchbruch durch die Bomberpulks war eine einmalige Kampfhandlung mit zwei 30-mm-Maschinenkanonen möglich. Der Durchbruch sollte ziemlich gefahrlos verlaufen, da die BV-40 eine sehr geringe Stirnfläche hatte.

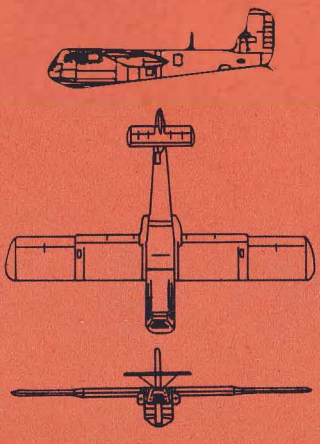
Mitteldeutscher Verlag Halle, 253 S., 7,— M.

Siegfried Weinhold: „Lockruf des Abenteuers"

Das ist schon ein Bursche, dieser Fred Vogelsang, der sich da auf große Fahrt begibt. Ein Mädchen, die Heidrun, streckt ihm noch ihre Hand entgegen, als er auf den fahrenden Zug aufspringt. Und diese Hände halten sich ein Weilchen fest, er kommt in ein Dorf in Mecklenburg, ihr Dorf, er ist ein Nordlandfahrer, er wird verprügelt, er wird geküßt, von verschiedenen Leuten verschiedenen Geschlechts selbstverständlich, es ist Unruhe in ihm, die ihn treibt. So ein Kerl wie er, der durchführt, was er sich vornimmt (außer bei Mädchen vielleicht), der richtet einiges aus, wenn Leute gebraucht werden, die zupacken können, aber es geht natürlich auch manches schief. Nicht nur bei Mädchen. Und wenn das alles von einem Autor wie Siegfried Weinhold erzählt wird, der mit seinem Erstling einen bravourösen Einstand gibt, dann hat man natürlich was zu lachen. Und man kann alle Spielarten des Lachens durchprobieren: das kräftige, lauthalse, herausplatzende, das verhaltene, innere, das Schmunzeln. Das Buch birgt Möglichkeiten die Menge, es ist vordergründig, wo es sein darf, es ist häufiger hintergründig, es holt aus der Nachdenklichkeit die humorigen Seiten, und selbst dort, wo Komik ist, steckt immer noch Bedenkenswertes. Zum Schluß wird sich herausstellen, daß getauschte Küsse nicht immer die große Liebe zu bedeuten brauchen, daß bei einem Pferd ein Beinbruch schlimmer ist als eben nur ein Beinbruch, und daß ein wundersames Auto ruhig verbrennen kann, wenn nur sein Besitzer sich rettet. Das ist schon ein achtenswerter Anfang für einen Autor, wenn ... Nun ja, keine Liebe ohne bitter. Weinhold geht mit vollen Zügen in die Geschichte hinein, und zum Schluß scheint ihm etwas der Atem auszugehen. Viele gute, tolle Episoden reichen eben doch nicht ganz, und während man immer noch auf ein Finale wartet, dabei sich fragend, wie der Autor wohl hier herauskommen will, merkt man plötzlich, daß das Buch zu Ende ist. Etwas sehr offen. Wie dem auch sei: Er ist ein Bursche, dieser Fred Vogelsang, man sollte sich schon mit ihm bekannt machen.

Claus

Desweiteren hatte man eine entsprechende Panzerung der Kabine vorgenommen, die 25% der Gesamtmasse des Seglers ausmachte.



So waren die Scheiben aus 120-mm-Panzerglas, die Kabine war mit Stahlblechen gepanzert, deren Stärke an der Stirnfläche 20 mm, an der Seite 8 mm und im Rücken 5 mm betrug.

Insgesamt wurden vier Flugzeuge dieses Typs fertiggestellt, wovon jedoch nur eins im Flug erprobt wurde. In den Kampf gelangte jedoch keines der Muster, da zur Zeit des geplanten Einsatzes das Schleppflugzeug Me-109 G kaum in der Lage war, die Gipfelhöhe der einfliegenden Bomber zu erreichen.

So wurde die Entwicklung dieses, die Luftfahrtgeschichte um eine Kuriosität reicher machenden Flugzeuges eingestellt.

Claus Backmann

IFI-COCKTAIL

OBERLEUTNANT RAINER NACHTIGALL

Geboren: 27. April 1941, Klub: FC Vorwärts Berlin, größte sportliche Erfolge: viermal deutscher Meister der DDR mit dem FCV, 11mal A-, 2mal B-, 2mal Nachwuchs- und 8mal Junioren-Nationalmannschaft.

Mehr als 15000 Flugkilometer hatte er hinter sich gebracht, um – genau zwei Minuten zu spielen. 2 : 0 schlug am 3. 1. 1965 unsere Fußballnationalmannschaft Uruguay in Montevideo nach hochklassigen 90 Minuten. Für Rainer Nachtigall jedoch war das Spiel, und damit auch die ganze Südamerikareise, bereits nach zwei Minuten zu Ende. Das rechte Knie – ein Jahr zuvor war er schon einmal am Meniskus operiert worden – streikte erneut. Es folgten zwei weitere Operationen. Das warf den „Vorwärts"-Flügelstürmer in seiner Entwicklung arg zurück.

Als 18jähriger Abiturient meldete er sich 1959 freiwillig zur NVA und kam aus Hoyerswerda zum ASK nach Berlin. Schon ein Jahr später war er der Stamm-Rechtsaußen bei „Vorwärts". Mit seinem explosiven Antritt, seinen blitzschnellen Körpertäuschungen war er bald auch für die Nationalmannschaft nicht mehr zu übersehen. Lange brauchte er nach seinen Verletzungen, schon immer etwas sensibel und gegen Härte anfällig, um sein Selbstvertrauen und die alte Form wiederzufinden. 1970 will er sich nach fünfjährigem Fernstudium sein Journalistik-Diplom holen. Daß Rainer, dessen besonderes Interesse Geschichte, Literatur und Sprachen gilt, es schafft, bezweifle ich nicht.

Wi.

101

Im Banne der Silberkanne

Eine Betrachtung zu den „Six Days" der Motorrad-Geländesportler

von Hans Vogt

Es goß in Strömen. Unter einem Wald von bunten MZ-Regenschirmen hatte sich am Fuße der riesigen Krokiew-Skischanze von Zakopane die Schar der Gratulanten und Schlachtenbummler um Werner Salevsky und Karlheinz Wagner vom MC Zschopau und Leutnant Peter Uhlig und die Oberfeldwebel Hans Weber, Klaus Teuchert und Klaus Halser vom ASK Leipzig versammelt. Ein Sektkorken knallte in den langsam verebbenden Motorenlärm. Man stieß mit den Männern in den schmutzverkrusteten Kombinationen auf einen großartigen Erfolg unserer Motorrad-Geländesportler an: auf den fünften Trophy-Sieg in ununterbrochener Reihenfolge seit 1963! Und als wir Peter Uhlig im Vorjahr in jenen Augenblicken der überschäumenden Freude fragten, wie man sich denn nun als frischgebackener fünffacher Trophy-Sieger fühle, da lachte der Leipziger – wie immer – über das ganze Gesicht: „Jetzt, wo alles vorbei ist, prächtig! Wir sind gerade richtig in Fahrt. Am besten, wir nutzen gleich den Schwung zum Anlauf auf den sechsten!"

Internationale Sechstagefahrt oder „Six Days" – der Begriff ist sicher geläufig. Wie viele aber wissen, was sich dahinter, und hinter einem fünfmaligen Sieg, an Anstrengungen, an Härte und Mut, an Trainingsschweiß und fahrerischem Können verbirgt?

Grundgedanke des Wettbewerbs ist es, die Zuverlässigkeit der Maschinen und Fahrer zu prüfen. Bei den insgesamt etwa 1600 Kilometern, zum größten Teil in schwierigstem Gelände, kommt es darauf an, jeden Streckenabschnitt in einer bestimmten, vom Veranstalter festgelegten Zeit zu absolvieren. Jedes zu frühe oder zu späte Eintreffen an einer Zeitkontrolle wird mit Strafpunkten geahndet.

„Spulen" nun mehrere Fahrer – in der Praxis ist das sehr oft der Fall – die Strecke ohne Strafpunkte ab, entscheiden die Gutpunkte. Diese werden in den Sonderprüfungen (je Tag zwei) vergeben. Hier, bei den Geschwindigkeitsprüfungen, den Brems- und Beschleunigungstests, den Bergprüfungen, kommt es wirklich auf die absolute Geschwindigkeit an. Die „Six Days" sind in erster Linie ein Mannschaftswettbewerb. Das Hauptrennen geht um die „Silberkanne", die 1913 von der „British Cycle and Motocycle Manufacturers and Traders Union Ltd." gestiftete internationale Trophäe, also die „Trophy". Die Trophy-Mannschaft ist die jeweilige Nationalmannschaft. Sie besteht aus sechs Fahrern, die Maschinen mindestens dreier verschiedener Hubraumklassen aus landeseigener Produktion fahren müssen. Zweiter Hauptwettbewerb ist das Rennen um die „Internationale Silbervase", die Wertung für jeweils vier Fahrer, die die B-Nationalmannschaften bilden. Außerdem starten Klub- und Fabrikmannschaften sowie Einzelfahrer. Allerdings steht immer der Mannschaftswettbewerb im Vordergrund. „Nur" individualisten sind nicht gefragt.

Es genügt also nicht, daß ein oder zwei Fahrer große Könner sind – alle sechs Fahrer eines Teams müssen mit reiner Weste ins Ziel gelangen. Fällt nur einer im Verlauf der Fahrt aus, kassieren seine Kameraden je Tag und Nase 100 Minuspunkte.

Sechs bilden also eine Mannschaft, einer rechnet mit dem anderen, muß sich auf ihn

verlassen können, ist ohne ihn nichts. Und doch steht jeder auf der Strecke für sich allein. Jeden Schaden an der Maschine muß der Geländefahrer allein, ohne fremde Hilfe, beheben. Oft muß er sich bei Wasserdurchfahrten, auf geröllübersäten oder schlammtiefen Wegen, bei steilen Anstiegen als wahrer Akrobat bewähren. Ohne Mut zum Risiko und Härte gegen sich selbst gibt es keinen Erfolg. Zwei kleine Beispiele:
Bei der Sechstagefahrt 1966 in Schweden kollidierte Oberleutnant Günter Baumann vom ASK Leipzig mit einem unmittelbar am Straßenrand stehenden Briefkasten. „Es gab zwar einen mächtigen Schlag am Lenker, und ich spürte einen stechenden Schmerz in der Hand, aber es mußte doch weitergehen." Im Etappenziel diagnostizierte der Arzt einen Bruch des kleinen Fingers. Als man Günter nahelegte, die Weiterfahrt einzustellen, da zuckte er nur mit den Schultern: „Wegen dem bißchen Finger die Silbervase sausen lassen?" – Europameisterschaftslauf 1968 in Zschopau. Schon am ersten Fahrtag schlug ein tiefhängender Ast Leutnant Peter Uhlig ins Auge und verletzte die Hornhaut. „Das war besonderes Pech, denn Geländefahrer haben ja den ‚doppelten' Blick: Einmal geradeaus auf die Richtung, zum anderen auf den Boden, um den günstigsten Weg zu finden. Und ich war nun praktisch ‚einäugig'." Peter aber überwand sich und dieses Handikap und fuhr – mit Zustimmung des Arztes – weiter . . .

Oberfeldwebel Hans Weber in einem schwierigen Geröll-Hohlweg. ▶

Die siegreiche DDR-Trophy-Mannschaft des Jahres 1967: Werner Salevsky, Hans Weber, Peter Uhlig, Karlheinz Wagner, Klaus Halser und Klaus Teuchert (v. l. n. r.).

„Eine dufte Truppe"

Die Motorsportler des ASK Leipzig haben großen Anteil an den vielen internationalen DDR-Erfolgen. Da ist Günter Baumann, der Allroundkönner im Motorradsattel, langjähriger Kapitän der Nationalmannschaft und mehrfacher deutscher Meister der DDR im Geländesport, da ist Fred Willamowski, vielfacher Moto-Cross-Champion unserer Republik, da sind die oftmaligen Mitgewinner der „Six Days", Oberfeldwebel Hans Weber, die Unterleutnante Klaus Teuchert und Klaus Halser und da ist Oberfeldwebel Rolf Uhlig, DDR-Meister 1967 in der „Schnapsglas"-Kategorie bis 50 ccm.
Und dennoch wollen wir einen von ihnen, Peter Uhlig, besonders herausgreifen.
Er ist gewissermaßen der Primus inter pares. Seine Erfolge belegen es: Fünfmaliger „Six Days"-Sieger, Gewinner der von vielen Experten als schwerste aller Geländeprüfungen bezeichneten „Valli Bergamasche" 1966 und 1967 (zusammen mit Werner Salevsky), siebenfacher deutscher Meister der DDR in der Klasse bis 175 ccm. Für seine überragenden sportlichen Erfolge erhielt er höchste staatliche Auszeichnungen: den Vaterländischen Verdienstorden in Bronze, den Titel Verdienter Meister des Sports, die Verdienstmedaillen der DDR und der NVA.
Peter, mit der Kanuweltmeisterin Erika Schönfeld, ebenfalls vom ASK Leipzig, verheiratet, macht nicht gern viel Worte über sich selbst. „Wie ich zum Motorsport gekommen bin?" Er überlegt einen Augenblick. „Als 15-, 16jähriger hatte ich allerhand Flausen im Kopf. Eine davon

war, ein bekannter Motorradfahrer zu werden. Im VEB Zschopau lernte ich Spitzendreher. Vom ersten verdienten Geld ersparte ich mir eine gebrauchte ‚RT'. Als ich dann meinen Dienst bei der NVA versah, bewarb ich mich beim ASK. Wenig später erhielt ich schon eine Einladung zum Vorfahren. Ich nichts wie hin! ‚Mit deiner RT-Praxis schaffst du es schon', redete ich mir selber Mut zu. Der Genosse Rosenbrock setzte mich aber nicht auf einen ‚selbstgestrickten' Apparat, sondern auf eine richtige Geländemaschine. Junge, Junge, hatte die Feuer im Bauch. Ich war heilfroh, als ich wieder absteigen konnte. ‚Das kann nicht gut gegangen sein', sagte ich mir im Stillen, hoffte aber dennoch.

Und tatsächlich, es hatte geklappt."

Und wie beurteilt sein Trainer, Major Rosenbrock, Peters Einstand?

„Ich erinnere mich noch gut. Genosse Uhligs Talent war auf Anhieb erkennbar. Wie er mit der ihm fremden Maschine umging, war einfach imponierend. Außerdem verfügte er bereits über ein umfangreiches technisches Wissen, eine in diesem Metier ja unerläßliche Voraussetzung. Also nahmen wir ihn in unsere Mannschaft auf."

Fahrerisches Talent, fester Wille und technisches Wissen – Peter Uhlig besitzt diese Eigenschaften. Er kennt seine Maschine aus dem „ff". Fängt der Apparat einmal an zu muckern, muß ja der Fahrer auf Anhieb wissen, wo der „Wurm" steckt. So gehören also technische Unterweisungen ebenso zum Ausbildungsprogramm der Gelände-Asse, wie Konditionsübungen verschiedenster Art. Vom Fahrtraining bei jedem Wetter gar nicht zu reden. Auch der beste Fahrstil nutzt nichts, braucht der Fahrer zum Wechseln einer durchgebrannten Zündspule oder eines platten Reifens Stunden.

Natürlich sind die eindrucksvollen Erfolge des DDR-Geländesports nicht zuletzt auch

das Ergebnis der Arbeit der Zschopauer und Suhler Motorradbauer; und ein Mann soll hier einmal gewürdigt werden, der stets im Hintergrund wirkt, dessen Name kaum in den Spalten der Sportpresse auftaucht und der doch sein gerüttelt Maß besonders zu den Leistungen der ASK-Fahrer beigetragen hat: Manfred Klunder. „Manne" ist mehr als nur Monteur. Er ist der zuverlässige LKW-Kutscher quer durch Europa; er ist Hans Dampf in allen Gassen, er sorgt dafür, daß immer alles „an Bord" ist. „Nie verzagen, Manne fragen!" Dies ist seit Jahren ein geflügeltes Wort nicht nur bei den ASK-Sportlern, sondern auch innerhalb der Nationalmannschaft, für die Manfred Klunder ebenfalls seit Jahren schon „die Nerven auf dem Auspuff schleifen läßt". Wen wundert es also, wenn Rolf Uhlig (übrigens mit seinem Namensvetter Peter nicht verwandt), nach Dienstjahren gerechnet der Benjamin im ASK-Geländesport-Kollektiv, dieses als „dufte Truppe, in der sich jeder auf jeden verlassen kann", bezeichnet?

So sind auch die Worte von Peter Uhlig in Zakopane zu verstehen: „... Anlauf auf den sechsten Erfolg." Das ist keine Überheblichkeit, sondern Vertrauen in das eigene Können und das der Kameraden.

Die DDR-Geländesportler – vier der sechs Nationalmannschaftsfahrer gehören dem ASK an – zählen unbestritten zu den besten der Welt. Daß dadurch der Rucksack des Favoriten nicht gerade leichter wird, ist erklärlich. Besonders im Hinblick auf die bevorstehenden „Six Days" im italienischen Bergamo ...

Weltmeister-Ehepaar Uhlig mit der „Tropeo Valli Bergamasche", dem Siegerpokal für die schwerste Geländefahrt der Welt. Da haben beide gut lachen.

Auch bei einem Sturz ist jede fremde Hilfe untersagt.

„...wird mit Familie erschossen!"

Von J. C. Schwarz

Am Morgen des 27. Mai 1942 kurz vor neun Uhr im Schloß Jungfern-Breschan bei Prag. Frau Lina Heydrich, die augenblickliche Herrin des Schlosses, legt seufzend das Fernglas aus ihren manikürten Händen. Sie hat Sorgen mit dem Personal, und das, obwohl sie zum vierten Mal in anderen Umständen ist und Anrecht auf Schonung hat. Sonst pflegt sie hinunterzueilen, wenn sie im Fernglas einen ihrer Meinung nach säumigen Arbeiter entdeckt, um mit der Reitpeitsche auf den Betreffenden zu zeigen, das genügt der SS-Wache; die schmucken Männer greifen dann energisch ein und bringen den Juden zur Räson. Jeden Morgen treiben sie einen Zug des jüdischen Arbeitskommandos in den Schloßpark und abends in den Stall zurück, von Zeit zu Zeit werden die Kerle nach Theresienstadt verfrachtet, und ein neues Kommando erscheint anstelle des alten, was übrigens Frau Lina wenig interessiert, für sie sehen diese in Lumpen gehüllten Untermenschen alle gleich aus. Es ist viel zu tun im Schloßpark. Die Bassins, der Springbrunnen, der Sportplatz, von den gärtnerischen Anlagen ganz zu schweigen, all das muß in Ordnung gehalten werden. Mit fortschreitender Schwangerschaft wird es Frau Lina immer schwerer, hinunterzueilen und ihre Reitpeitsche für Ordnung sorgen zu lassen.

Sie muß jetzt hinunter. Vor dem Portal des Schlosses steht der feldgraue Mercedes-Benz mit zurückgeklapptem Verdeck, der Reinhard zum Flughafen bringt. Sie muß sich von ihrem Mann verabschieden, er fliegt zum Führer nach Berlin, er hat wichtige Dokumente in der Aktentasche. Seitdem er Reichsprotektor von Böhmen und Mähren ist, hat er sein dem Führer gegebenes Versprechen gehalten und unter den Tschechen aufgeräumt; der Widerstand der Tschechen ist praktisch gebrochen, jedenfalls nach Heydrichs Meinung; darüber befinden sich genaue Angaben in der Aktentasche. Reinhard hat viel zu tun und trägt große Verantwortung. Er ist zugleich Polizeichef und läßt es sich nicht nehmen, die vielen Hinrichtungsbefehle eigenhändig zu unterschreiben, getreu seinem Grundsatz: Der Tscheche hat in diesem Raum nichts zu suchen, die Herren sind *wir*. Und trotz dieser vielen Arbeit ist er der beste Familienvater. Er kann seiner Familie keinen Wunsch abschlagen. Klein-Silka verlangte nach einem Reitpferd. Sie erhielt ein rassiges Tier direkt aus dem Gestüt Kladrau. Den Buben kam einmal in den Sinn, sie möchten mit einer richtigen Königskrone spielen. Der liebende Papa führte sie auf die Burg, befahl, die Krönungskapelle im St. Veits-Dom zu öffnen und die Krönungskleinodien der böhmischen Könige aus der Truhe zu nehmen. Die Kinder erhielten die Königskrone zum Spielen, ja, der Papa probierte sie auf seinem schmalen Schädel aus. Die altertümliche Überlieferung störte ihn wenig, die besagte: Wer sich eigenwillig die böhmische Krone aufs Haupt setzt, bezahlt dies mit dem Leben. 20 Sklaven aus Theresienstadt für die Arbeit im Schloßpark wünschte sich die Frau, sie bekam 50, ein Mann wie Heydrich ist großzügig. Einst bewunderte der Seekadett seinen Kapitän Canaris, dann wurde der Admiral Spionagechef und entzog sich Reinhards Blickfeld. Heute ist der ehemalige Untergebene des Admirals selbst Chef einer Abwehr geworden, erster Mann im Reichssicherheitshauptamt. Die Abwehr der SS und die Abwehr der Wehrmacht führen einen zähen Kampf miteinander, aber es scheint, daß Reinhard seinen früheren Chef Canaris, den einst bewunderten Fregattenkapitän, endlich in die Hände bekommen hat, besonders seit der Affäre Thümmel, der Verfehlung des für Österreich, Böhmen und Mähren zuständigen Canaris-Agenten, dem Heydrich nachgewiesen hat, daß er der tschechischen Abwehr Informationen lieferte und den Termin des Überfalles auf die Tschechoslowakei verriet, so daß sich die tschechischen Abwehrchefs einen Tag vor der Besetzung Prags nach London fliegen lassen konnten. Seitdem zittert Canaris vor seinem Seekadetten und wünscht nichts sehnlicher als dessen Tod.

Aber er ist nicht der einzige, der sich das wünscht. Die bürgerliche tschechoslowakische Exilregierung in England wünscht sich das auch. Der britische Intelligence-Service, wahrscheinlich auf Grund einer geheimen Anweisung Churchills, arbeitet für diese Aktion. Der Nachweis eines exil-organisierten Widerstandes gegen die Nazis soll den Herrschaftsanspruch dieser Regierung nach dem Krieg legitimieren. Gerade jetzt verzeichnet die Sowjetarmee bei Charkow bedeutende Erfolge, und Hitler hat allein in den letzten Tagen 35 000 Tote und 50 000 Verwundete eingebüßt. Es wäre also Zeit, spätere Macht- und Rechtsansprüche durch Aktivitäten im antifaschistischen Kampf anzumelden. Und man-

chen Gruppen in der tschechischen Widerstandsbewegung, die immer wieder durch Heydrichs brutales Vorgehen dezimiert wird, erscheint Heydrichs Tod wünschenswert; hinter diesem Wunsch steht der Haß des ganzen tschechischen Volkes. Ob es nun der nationale Turnverband Sokol ist oder die illegale Jindra-Organisation, die das ganze Land umfaßt: Sie hassen alle Linas Mann und wünschen seinen Tod. Doch die KPC, die kommunistische Partei des Landes, warnt vor solchen Unternehmungen. Sie ist die zielklarste, weil mit der wissenschaftlich-revolutionären Theorie ausgerüstete Kraft in der Widerstandsbewegung. Die Genossen wissen, daß individueller Terror letztlich zu nichts führt. Heydrich ist nur ein Kopf der Hydra, schlägst du der Hydra den Heydrich-Kopf ab, so wachsen ihr sofort neue und noch blutgierigere.

Illustration: Karl Fischer

Der arme Reinhard! Lina weiß, daß die Tschechen ihn hassen. Sie küßt ihn zum Abschied zärtlich. Die Sondermaschine wartet schon auf dem Flugfeld. Die Sonne scheint, die Vögel zwitschern in den Baumkronen. Langsam rollt der feldgraue Mercedes-Benz aus dem Schloßpark heraus, der Sand des Parkweges knirscht unter den Gummireifen. Der Führer wird ihn loben, Heydrich ist optimistisch. Er hat in der Aktentasche den Beweis dafür, daß der tschechische Widerstand zerschlagen ist.

Im 80-Kilometertempo fegt der Wagen die Kirchmayerstraße hinunter und nähert sich der Erziehungsanstalt, die oberhalb einer scharfen, den Berg hinaufführenden Kurve liegt. Heydrich ahnt nicht, daß der Mann, der hier in der menschenleeren Straße an der Haltestelle auf die Straßenbahn 3 wartet, in Wirklichkeit auf ihn gewartet hat und mit einem Taschenspiegel, den er hervorzieht, ein Blinkzeichen nach unten gibt, zu zwei etwa hundert Meter entfernten Männern, die eine Fahrradpanne vortäuschen und am Rand der Straße stehen.

In der Kurve muß der Wagen scharf bremsen, umso mehr, als plötzlich einer der beiden jungen Männer, die am Straßenrand ihr Fahrrad zu reparieren versuchen, über den Damm läuft, anscheinend, um die Straßenbahn einzuholen, die gerade ächzend, quietschend den Berg zu erklimmen versucht.

Oberscharführer Klein, der Fahrer des Wagens, in dem Heydrich sitzt, stößt einen Fluch aus: „Saukerl verdammter!" Beinahe hätte er den jungen Mann überfahren.

Der wirft plötzlich den Staubmantel ab und hebt den Lauf einer Maschinenpistole, die er

unter dem Staubmantel trägt. Er ist ein todesmutiger Mann, und seine Einsatzbereitschaft wäre einer besseren Sache würdig gewesen. Aber er und seine Kameraden hatten sich absichtlich von den illegalen revolutionären Kräften ferngehalten und operierten auf eigene Faust. So haften an dem ganzen, ohnehin blinden Attentat-Zeichen schlechter Organisation, schlechter Vorbereitung. Die Wäsche der Attentäter, das Sten-Gun und die Bombe tragen englische Markenbezeichnungen oder sind als englische Fabrikate bekannt. Man hat die Fallschirmspringer in England als Protektoratsbürger angezogen, von jüdischen Flüchtlingen Oberbekleidung abgekauft, aber an die Unterbekleidung hat niemand gedacht. Und wozu diese englischen Waffen, es gab auch deutsche der gleichen Qualität, die man hätte beschaffen müssen. Monatelang wurden in dem Schlößchen Bellasis bei London die tschechischen Fallschirmspringer ausgebildet, aber eins hat ihnen anscheinend niemand gesagt: Daß man ein so empfindliches Gerät wie ein Sten-Gun, noch dazu in auseinandergenommenem Zustand, unmöglich in einer Aktentasche

verbergen kann, die mit Heu gefüllt ist, dann könnte man sie auch in einem Sandkasten transportieren.

Gabciks Sten-Gun, hunderte von Malen im Schlößchen Bellasis bei London erprobt, bellt nicht los, die Waffe schweigt, der Lauf ist ein wertloses Stück Eisen, ein Grashalm hat sich im Mechanismus festgesetzt und hemmt. Jetzt kommt der Fehler auf der anderen Seite. Klein ist der Leibschütze Heydrichs; der eigentliche Chauffeur des Reichsprotektors ist im zweiten Wagen mit dem Gepäck Heydrichs zum Flughafen vorgefahren. Ein echter Chauffeur hätte Gas gegeben und wäre davongebraust, aus dem Instinkt des Kraftfahrers heraus, der Gefahren meidet. Klein aber, Soldat und Scharfschütze, tritt auf den Bremshebel, greift nach der Pistole und springt aus dem Wagen, um sich in ein Pistolenduell mit dem Angreifer einzulassen, der inzwischen das Sten-Gun fortgeworfen und ebenfalls seine Pistole hervorgeholt hat. Eine wilde Jagd zwischen Klein und Gabcik, dem die den Berg hinaufkriechende Straßenbahn zur Hilfe kommt, endet nach den Hürden einiger Mauervorsprünge und Deckungsmanöver hinter alten Bäumen mit dem Sieg des besseren Schützen Gabcik: Klein wird ins Knie getroffen und kann nicht weiter laufen. Jetzt nähert sich dem wartenden Wagen, aus dem Heydrich seine in Lederröhren steckenden Beine herauszuschieben beginnt, der zweite junge Mann und wirft auf das Trittbrett des Autos eine gefährliche, mit großem Getöse explodierende Bombe von der Sorte, wie sie die Engländer in Nordafrika auf Rommels Panzer zu werfen pflegen.

Heydrich will sich mit gezückter Pistole auf Kubis stürzen, der selbst Blut im Gesicht hat von einem Bombensplitter, aber er kommt nicht weit, er stolpert, schwankt, besitzt nicht mehr die Kraft, die Pistole abzudrücken. Einer Frau, die mit offenem Mund gaffend dasteht, befiehlt er, Hilfe zu holen, während Kubis auf seinem Fahrrad um die nächste Ecke jagt. Es dauert eine dreiviertel Stunde, bis der dritte Mann des dritten Reiches, nach Hitler und Himmler, im Krankenhaus Bulovka eingeliefert und operiert wird. Rundfunkmeldung: „Aus Anlaß des Anschlages auf den Stellvertretenden Reichsprotektor SS-Obergruppenführer Heydrich wird folgendes bestimmt. Artikel I: Auf Grund des § 1 der Verordnung des Reichsprotektors in Böhmen und Mähren über die Verhängung des zivilen Ausnahmezustandes vom 27. September 1941 wird mit sofortiger Wirkung der zivile Ausnahmezustand über das gesamte Protektorat Böhmen und Mähren verhängt. Artikel II:

Auf Grund des § 2 der vorbezeichneten Verordnung ordne ich an: Wer Personen, die an der Verübung des Anschlages beteiligt waren, beherbergt oder ihnen Hilfe leistet oder in Kenntnis von ihrer Person oder ihrem Aufenthalt keine Anzeige erstattet, wird mit seiner Familie erschossen. Artikel III: Dieser Erlaß tritt mit der Bekanntgabe im Rundfunk in Kraft. Prag, den 27. Mai 1942. Der Reichsprotektor in Böhmen und Mähren K. H. Frank." Die Rundfunkmeldung wird mit monotoner, schreckenerregender Gleichmäßigkeit mehrmals wiederholt.

In den nächsten drei Wochen, bis zur „Aktion Kirche" am 18. Juni, werden in Prag und im übrigen Land über 4000 Personen entweder sofort erschossen oder in KZs gebracht und dort „sonderbehandelt". In der Tschechoslowakei wütet Franks Polizei, die durch SS-Einheiten verstärkt wird. Aus Anlaß der Suche nach den Attentätern soll der tschechische Widerstand endgültig gebrochen werden. Spezialisten der Jagd auf Juden führen die Jagd auf tschechische Widerstandskämpfer durch und geben der Welt eine Kostprobe davon, was von der „Neuordnung Europas" unter nazistischer Führung zu erwarten ist. Das Beängstigende an diesen Tschechen-Progromen wie an allen derartigen Unternehmungen der Nazis ist Gründlichkeit und genaue Registratur. Es wird regierungsamtlich gemordet. Der Nürnberger Prozeß enthüllt später erstmalig die bürokratische Maschinerie der Naziverbrechen. Solche vagen Beschuldigungen wie „Gutheißung des Attentates" genügen gleich in den ersten Junitagen, um 231 Menschen zu erschießen, wie aus amtlichen Berichten über die Großfahndung hervorgeht. In denselben Tagen werden wegen „unbefugten Waffenbesitzes" 42 Menschen, wegen „Aufrechterhaltung von Verbindungen und Gewährung von Unterkunft für Feinde des Reiches" 343, wegen „Verletzung der polizeilichen Meldepflicht" 77 erschossen. Der braune Terror rast durch das Land und trifft auch wichtige Mitglieder des illegalen ZK der KPČ. jener Kraft also, die nicht nur von den Nazis gefürchtet wird, sondern auch von der Benesch-Masaryk-Exilregierung in London.

Es geschieht folgendes. Ein gewisser Vaclav Riha, der ein Verhältnis mit der 19jährigen Arbeiterin Anna Maruszakova hat und selbst Arbeiter aus den Prager Eisenwerken ist, hat ihr in die Fabrik einen geheimnisvollen Brief geschrieben. Er ist nämlich verheiratet und fürchtet, daß das Liebesverhältnis nicht ohne Folgen bleibt, weshalb er sich von dem unglücklichen und irregeführten Mädchen loslösen will. Dieser geheimnisvolle Brief wird von dem Fabrikbesitzer geöffnet und der Gestapo übergeben. Beim Verhör des Mädchens wird festgestellt, daß sie einen jungen Mann aus dem Dorf Lidice kennt, der im Jahre 1939 ins Ausland floh und wahrscheinlich in der tschechoslowakischen Auslands-Armee in England dient. Eine falsche Meldung besagt, daß dieser junge Mann jetzt in Lidice gesehen worden sei. In Wirklichkeit kehrt er erst nach dem Krieg in seine Heimat zurück. Das ist alles. Es genügt, um die Gestapo den Fall Lidice konstruieren zu lassen. Am 9. Juni teilt Gruppenführer Frank aus Berlin telefonisch mit, daß laut Unterredung mit dem Führer im Dorfe Lidice noch am gleichen Tag folgende Maßnahmen getroffen werden sollen:

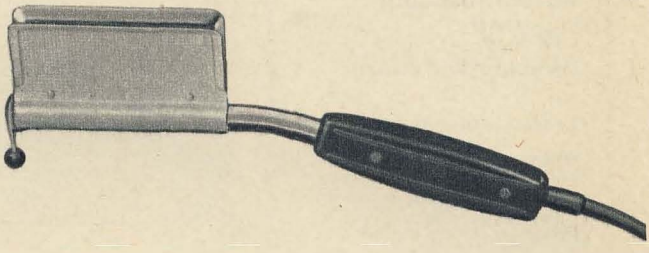
„1. Alle erwachsenen Männer sind zu erschiessen. 2. Alle Frauen sind in Konzentrationslager überzuführen. 3. Alle Kinder sind zusammenzufassen und, soweit sie zur Germanisierung geeignet sind, bei SS-Familien im Reich unterzubringen. Der Rest wird einer anderen Erziehung zugeführt. 4. Das Dorf ist niederzubrennen und dem Erdboden gleichzumachen. Dabei ist die Feuerwehr einzusetzen." An demselben Tag, am 9. Juni, wird in Berlin in einem pompösen Zeremoniell Heydrich zu Grabe getragen. Lidice ist der Höhepunkt des Zeremoniells, eine schauerliche Fackel zu Füßen des Toten. Die Kinder von Lidice wurden nicht umerzogen, sondern vergast, ihre toten Körper in einem Massengrab in der Nähe des Städtchens Chelmno beigesetzt. Die braunen und schwarzen Mörder aber sind heute geachtete Bürger und Regierungsvertreter in einem Staat, der diese schaurige Vergangenheit wieder lebendig machen möchte. Sie tarnen sich hinter der Nebelwand einer „neuen Ostpolitik", aber ihr Ziel ist dasselbe geblieben.

Inzwischen verbergen sich Gabcik, Kubis und Feldwebel Valcik, der das Blinkzeichen mit dem Taschenspiegel gab, in der Katakombe der griechisch-orthodoxen Kirche in der Resselstraße in Prag. Kaplan Dr. Petrek und der Pfarrer Cikl, mutige Männer, haben dieses unterirdische Gewölbe zur Verfügung gestellt. Mit ihnen verbergen sich in der Kirche vier andere tschechische Fallschirmspringer der Auslandsarmee, die mit verschiedenen englischen Flugzeugen eingeschleust wurden. Die Jindra-Organisation versorgt die sieben Kämpfer mit Nahrungsmitteln, was nicht leicht ist, da es Lebensmittel nicht gibt und außerdem die Versorgung der sieben Männer auffallen und beobachtet werden kann. Immerhin, die Versorgung gelingt. Was nicht gelingt und anscheinend niemals im Programm der Organisation stand, ist die Schaffung eines Fluchtweges nach außen. Man hätte in drei Wochen die alte Verbindung des unterirdischen Gewölbes mit dem Moldau-Ufer freimachen und einen Rettungsplan ausarbeiten müssen. Es ist unbekannt, ob es in dieser Richtung Vorstellungen gab. Die Fallschirmspringer in der Kirche waren nicht nur mit englischen Pistolen und Maschinenpistolen bewaffnet, sie hatten auch gläserne Giftampullen für den letzten Augenblick bei sich, denn der Befehl lautete, nicht lebend in die Hände der Gestapo zu fallen. Über den illegalen Sender „Libuse", der wie sie gelandet und in einer Hütte im Steinbruch bei dem Dorf Lecaky versteckt war, standen sie mit London in Verbindung und erhielten Funksprüche vom Ex-Präsidenten Benesch. Sie waren Tote auf Urlaub, sie lebten

Fortsetzung auf Seite 83

Ihre Chancen sind größer

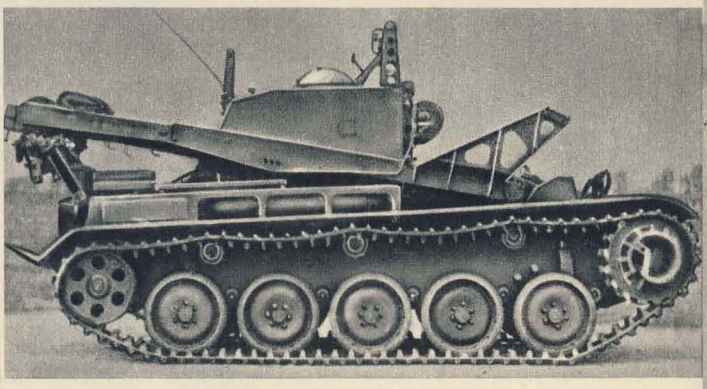
mit
unserem
elektrischen
Hosenbügler



ULICO

WILHELM UHLIG KG mit staatlicher Beteiligung
ELEKTROWÄRMETECHNIK
153 TELTOW · Warthestraße 20

Bergepanzer AMX 13 (Frankreich)



Taktisch-technische Daten:

Masse	13,9 t
Länge	5600 mm
Breite	2590 mm
Höhe	2550 mm
Höchstgeschwindigkeit	60 km/h (Straße)
Fahrbereich	300 km (Straße)
Steigfähigkeit	60 %
Kletterfähigkeit	650 mm
Überschreitfähigkeit	1900 mm
Watfähigkeit	550 mm
Panzerung	
– Front	15 . . . 40 mm
– Seite	20 mm
– Heck	15 mm
– Decke	10 mm
Motor	4-Takt-Otto-8-Zyl., 250 PS
Bewaffnung	1 Fla-MG 7,5 mm
Besatzung	3 Mann

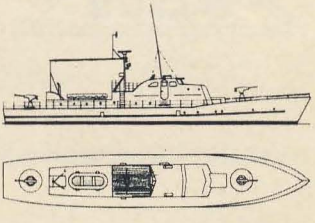
Der Bergepanzer wurde auf der Basis des Aufklärungspanzers AMX 13 entwickelt. Er wird bei den Instandsetzungseinheiten der französischen mechanisierten- und Panzerverbände eingesetzt.

Küstenwachboot Typ WRP (Westdeutschland)

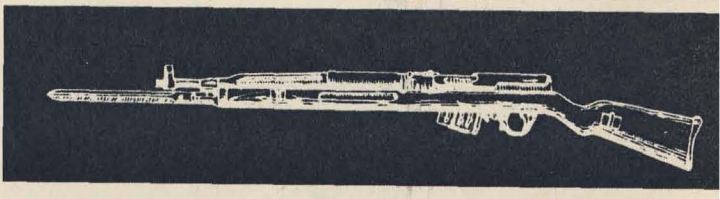
Taktisch-technische Daten:

Wasserverdrängung	
– Typ	60 ts
– maximale	90 ts
Länge	28,5 m
Breite	4,7 m
Tiefgang	1,2 m
Höchstgeschwindigk.	25 kn
Antriebsanlage	2 Mercedes-Benz-Diesel, Gesamtleistung 1600 bis 2000 PS
Bewaffnung	2 × 20-mm-Flak in Einzellafette (Boot W 19 hat 4 × 20-mm-Flak in Doppellaf.)
Besatzung	14–18 Mann

Die westdeutsche Kriegsmarine verfügt über 10 dieser Boote, die 1951/53 für die US-Marine gebaut wurden (WRP = Weser-River-Patrol). Der Bootstyp wurde in zwei Versionen (Flugsicherungsboot und Küstenwachboot) gebaut. Unterschiede bestehen in äußerer Form, Inneneinrichtung und Bewaffnung.



Selbstladegewehr 52/57 (ČSSR)



Taktisch-technische Daten:

Masse	4,3 kg
Kaliber	7,62 mm
Länge	
– mit Bajonett	1 205 mm
– ohne Bajonett	1 005 mm
Patrone	7,62 mm lang
Anfangsgeschwindigkeit	735 m/s
max. Schußentfernung	2 800 m
günst. Schußentfernung	400 m
Magazin	Kasten f. 10 Schuß
prakt. Feuergeschwindigkeit	25 Schuß/min

Das Selbstladegewehr Modell 52/57 ist eine tschechoslowakische Konstruktion der Nachkriegszeit (1957 für die Langpatrone modernisiert). Ausgerüstet wurden damit Wacheinheiten und Scharfschützen.

Schwere mech. Begleitbrücke TMM (UdSSR)

Taktisch-technische Daten:

Masse (Kfz. + Brücke)	19,0 t
Länge	9 700 mm
Breite	3 200 mm
Höhe	3 150 mm
max. Stützweite (Satz)	40 m
Stützhöhe	bis 3,0 m
Tragfähigkeit	60 Mp
Bedienung	3 Mann

Die TMM wird zu vier Brückenblöcken = 1 Satz eingesetzt zum Bau von Spurbahnbrücken über Wasser- und künstliche Hindernisse wie Panzergräben u. a. Die Stützweite von 40 m kann durch weitere Brückenblöcke erweitert werden.

FUR DIE GROSSBAUSTELLEN IN DER DDR STELLEN WIR EIN

Rohrschlosser
Schlosser
A- und E-Schweißer
Montagehelfer

Entlohnung nach Schwermaschinenbautarif, sonstige Zuschläge laut Montageabkommen wie: Auslösung 7,– M, Fahr- und Wegegeld, günstige Arbeitszeitregelung, günstige Qualifizierungsmöglichkeiten, gute kulturelle und soziale Betreuung am jeweiligen Arbeitsort.

Für Urlaub und Erholung stehen unseren Betriebsangehörigen eigene Ferienheime in landschaftlich reizvollen Gegenden zur Verfügung.

Mündliche oder schriftliche Bewerbungen sind zu richten an

VEB
Industriemontagen Merseburg
42 MERSEBURG
v.-Harnack-Straße

„. . . wird mit Familie erschossen!"

Fortsetzung von Seite 78

drei Wochen in Grabkammern uralter Kirchenfürsten, die zugleich ihre eigenen Grabkammern waren.

In den letzten Monaten waren mehrere Gruppen über den böhmischen Wäldern abgesetzt worden. So war die Gruppe Gabcik-Kubis am 28. Dezember 1941, also fünf Monate vor dem Attentat auf Heydrich, nachts in einer englischen Transportmaschine aufgestiegen und in der Nähe von Pilsen abgesprungen. Fünf Monate lang waren sie, von der Organisation Jindra behütet, in Prag unerkannt herumspaziert und hatten auf ihren „Tag X" gewartet, auf den entscheidenden Funkspruch aus London, der erst Ende Mai kam. Bis zur Nacht vom 17. zum 18. Juni bestand für sie kein Anlaß, die Giftampule zwischen die Zähne zu nehmen. In dieser Nacht ist die Kirche plötzlich von Rieseneinheiten der Polizei, SS und Wehrmacht umstellt.

Einer der Fallschirmspringer nämlich, die in letzter Zeit aus England kamen, ein gewisser Curda, Stabsunterfeldwebel der tschechoslowakischen Auslandsarmee, hat nicht die Giftampulle zerbissen, sondern ist lebend und freiwillig zur Gestapo gegangen, nachdem er die Bekanntmachung Franks las, daß Verräter, die zweckdienliche Angaben machen, nicht nur frei ausgehen und nicht erschossen werden, sondern sogar noch eine Belohnung erhalten, je nach dem Grad der Brauchbarkeit ihrer Mitteilungen. Es sind inzwischen 20 Millionen Kronen Belohnung für die Ergreifung der Attentäter ausgesetzt worden, zehn Millionen von der tschechischen Protektoratsregierung und zehn Millionen von der deutschen. Seinen Kampfauftrag hat Curda nie sehr ernst genommen, wahrscheinlich hat er sich nur zu den Fallschirmspringern gemeldet, um in seine Heimat zurückkehren zu können. Er drängte sich nach vorn, einige Leute in England waren der Meinung, daß man ihn nicht so schnell abschicken und etwas genauer prüfen sollte. Nach seiner Landung denkt er gar nicht daran, die ihm angegebenen Jindra-Anlaufstellen aufzusuchen, sondern verbirgt sich im Häuschen seiner Mutter auf dem Heuboden. Am 13. Juni kommt er aus seinem Versteck hervor und geht zur nächsten Gestapostelle. Er weiß zwar nichts von der Kirche, in der sich die sieben Männer versteckt halten, gibt aber alles preis, was er über die Fallschirmspringerbewegung weiß, seine Angaben führen sowohl zum Sender Libuse im Steinbruch vom Dorf Lecaky wie zur griechisch-orthodoxen Kirche in der Resselstraße. Er bekommt zuerst Ohrfeigen, um in die richtige Stimmung für ein Gestapo-Verhör versetzt zu werden, wird in das berüchtigte Zimmer Nummer 400 im vierten Stock des Petschek-Palastes geführt, über dessen Schrecken man in Fuciks „Reportage unter dem Strang geschrieben" nachlesen kann; was er aber stotternd vor Angst mitteilt, ist von nicht mit Gold aufzuwiegender Wichtigkeit für die Gestapo. Endlich haben sie das ganze Netz der britisch-tschechischen Agenten in der Hand, nach dem sie seit einem halben Jahr suchen.

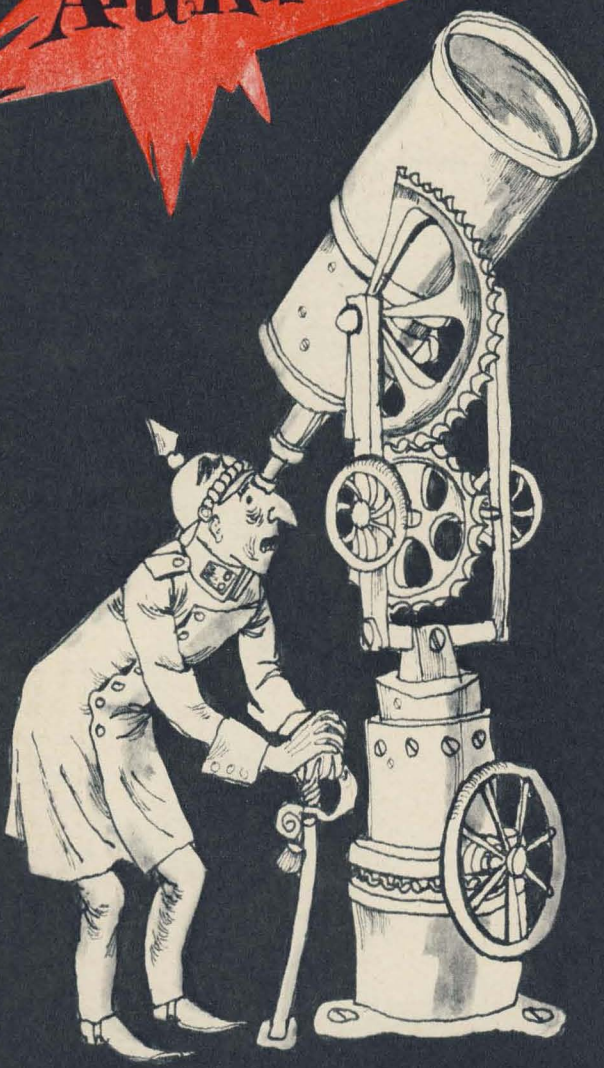
Der Kampf in der Kirche in der Nacht vom 17. zum 18. Juni, in dem sich sieben eingeschlossene Fallschirmspringer gegen 500 Waffen-SS-Leute, Polizisten und Wehrmachtsangehörige verteidigen, läßt keinen der von den Nazis so begehrten Fallschirmspringer lebend in Gefangenschaft gehen, sie verschießen ihre letzten Patronen, zerbeißen ihre Giftampullen, sieben Leichen werden nach dem Kampf von der SS in der Krypta der Kirche und in dem dunklen Gewölbe unterhalb des Steinfußbodens gefunden, unter ihnen die Leichen von Gabcik, Kubis und Feldwebel Valcik. Es existiert nur ein einziger Fallschirmspringer, der lebend zur Gestapo spricht: Curda, der Verräter.

Am 24. Juni, eine Woche später, wird die Gemeinde Lecaky, in deren Steinbruch der Sender „Libuse" stand, wie Lidice dem Erdboden gleichgemacht. Curda aber wird am 29. Juni in das Büro des Kriminalrates Pannwitz im Petschek-Palast gerufen. Diesmal bekommt er keine Ohrfeigen, sondern das Sparbuch Nr. 18311 auf den Namen Karel Curda ausgestellt mit einer Spareinlage von fünf Millionen Protektoratskronen. Unter dem neuen Namen „Karl Jerhot" und für ein Monatsgehalt von 30 000 Protektoratskronen wird er in Zukunft als V-Mann für die Gestapo arbeiten, bis ihn am 5. Mai 1945 in Manetin bei Pilsen sein Schicksal ereilt: Mit einer Million Reichsmark in der Tasche und einem deutschen Reisepaß wird er bei dem Versuch verhaftet nach Westdeutschland zu fliehen. Sein Todesurteil hat er im Juni 1942 selbst unterschrieben. Aber viele andere dunkle Elemente konnten sich rechtzeitig absetzen. Sie sind heute wieder Mitarbeiter des westdeutschen Geheimdienstes oder beziehen hohe Pensionen und haben auch untereinander wieder Kontakt aufgenommen. Erst kürzlich meldete die Nachrichtenagentur CTK, daß der Versuch unternommen wurde, die noch bestehenden Reste des ehemaligen faschistischen Geheimdienstes wieder zu aktivieren.

Lina Heydrich lebt heute auf der Insel Fehmarn, sie ist Inhaberin der Pension „Gästeheim Burgtiefe", die sie nach Erhalt ihrer ansehnlichen Entschädigung als Kriegswitwe erwarb. Es heißt, daß sie sehr vorsichtig ist und jüdisch oder slawisch aussehenden Gästen die Aufnahme verweigert, aber sie kann es sich leisten, Auswahl zu betreiben, sowieso verkehren bei ihr nur streng rassereine Leute und besonders die Familien der neuen NPD-Herren. Wahrscheinlich ist der Name „Burgtiefe" auf Erinnerungen an das Schlößchen bei Prag zurückzuführen, dessen Parktiefe sie mit dem Feldstecher abzusuchen pflegte, um ihre Sklaven aus Theresienstadt bei der Arbeit beobachten zu können.

Illustrationen: Horst Bartsch

Anekdoten



Leutnant von Zitzewitz besucht zum ersten Mal eine Sternwarte und guckt durch das Fernrohr. „Imposant, imposant. So viele Sterne", sagt er ergriffen, „und das sind nur die von Preußen!"

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts kommandierte der Obergeneral Saraschin, ein harter und überaus hochmütiger Mann, die Armee der Republik Polen. Eines Tages kam er aus seiner Wohnung in Warschau in das Vorzimmer, wo sich der diensttuende Offizier befand. Der General hielt diesem die gestopfte Tabakpfeife hin und rief in befehlendem Tone: „Feuer!" Der Offizier, beleidigt durch das Auftreten seines Vorgesetzten, stürzte aus dem Zimmer und rief der Schildwache zu: „Feuer!" Augenblicklich legte diese die Lunte an die beiden vor der Wohnung des Generals befindlichen Geschütze und brannte sie los, so daß die Fensterscheiben zu springen drohten. Hierauf kehrte der Offizier mit ruhiger Miene in das Vorzimmer zurück, wo ihm der General mit zornglühendem Gesicht entgegentrat: „Was soll das bedeuten, Herr Lieutenant?"
„Ich ließ die Wache aus den Geschützen Feuer geben", antwortete kühn der Offizier, „einen anderen Feuerbefehl kenne ich nicht!"

Ein junger Offizier entschuldigte sich bei einer Manöverbesprechung beim alten Blücher mit den Worten: „Ich habe einen Bock gemacht." Brummt jener: „Da stammt Er ja aus einer merkwürdigen Familie. Sein Vater hat einen Esel gemacht und Er einen Bock."

Zwei Landsknechte kommen an einem Friedhof vorbei. Sagt der eine: „Ekelhaft, sterben zu müssen."
„Du bist ein Narr", sagt der andere, „nichts ist besser für uns als der Tod. Ohne Sterben wären alle Leute Landsknechte und wir wären arbeitslos."

Bei Professor Heim, dem berühmten Berliner Arzt, erschien eines Tages ein General zur Behandlung.
„Hm, über was klagen Sie?" fragte Heim.
„Herr Geheimrat, ich habe einen fürchterlichen Husten." Heim untersuchte ihn und sagte darauf:
„Ja, Herr General, sehen Sie — mit dem Husten verhält es sich so: Entweder er kommt aus der Lunge oder vom Saufen. Aus der Lunge kommt Ihr Husten nicht!"

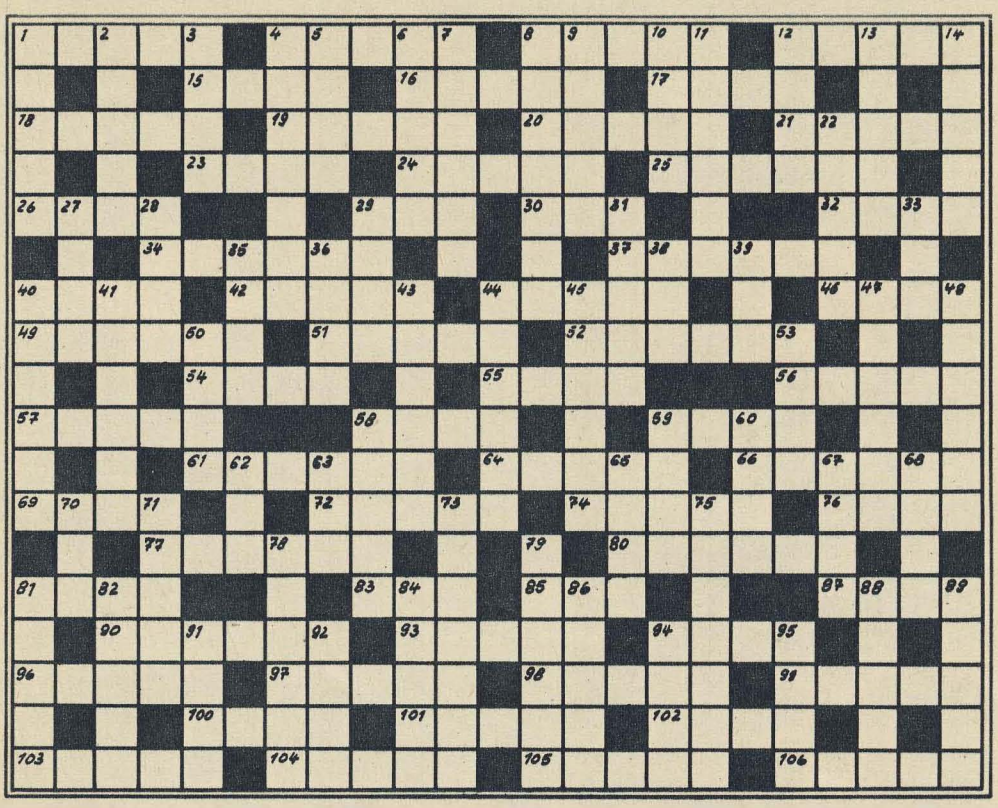
Eines Tages ließ der Herr General den Oberleutnant Nowotny rufen und sprach zu ihm: „Herr Oberleutnant, Sie wissen: Mein zugeteilter Generalstäbler ist auf Urlaub gegangen. Ich übergebe Ihnen hiermit den Schlüssel zu den Reservat-, Streng-Reservat- und Geheimakten. Sie werden mir den Empfang des Schlüssels schriftlich bestätigen und sich des in Sie gesetzten Vertrauens würdig erweisen."
Oberleutnant Nowotny bestätigte und erwies sich würdig: Er trug den Schlüssel bei Tag am Hals an einem rosenroten Bändchen, im Sämischledertäschchen — bei Nacht verwahrte er den Schlüssel unter seinem Kopfkissen.
Am dritten Morgen kam ein Generalstabsoberst mit einer Bescheinigung des Korpskommandos und begehrte einen Mobilisierungsakt auszuheben.
Als man den Schrank zu öffnen versuchte, konnte man nicht.
Da rief die Kanzleiordonnanz: „Warten S' bissel, Herr Oberleitnant, ich hol den Abortschlüssel, sperrt sowieso e besser. Aber geem S' acht, da hab ich mei Schuhwichs drin."

In Brünn wirkte einmal ein Korpskommandant, Durchlaucht und Landkomtur des Deutschen Ritterordens, ein sehr hohes Tier.
Der pflegte seine Offiziere immer zu ermahnen: „Meine Herren, alles rechtzeitig, wenn ich bitten darf, nix aufschieben! Wieviel Blut hätten die Preisen erspart, wenn s' die Höhen von Spichern schon im Frieden besetzt hätten!"

Der Herr Oberst hat Geburtstag.
Im Casino sitzen die Offiziere und beraten, was man ihm schenken könnte. „Vielleicht ein Buch?" ruft einer. „Nein, nein", ruft Leutnant von Zitzewitz, „ein Buch hat er schon!"

Ein amerikanisches Atom-Unterseeboot, das einige Zeit vermißt wurde, kehrte wohlbehalten in den Stützpunkt zurück. Natürlich war die Freude groß. Der Geistliche der Garnison sprach ein Dankgebet und rief laut: „Das ist göttliche Fügung, ein Beweis für die Existenz einer höheren Macht!"
Knurrte ein Matrose: „Der soll lieber mal die Verlustlisten studieren."

„Herr Leutnant", rief der k. u. k. General, „Herr Leutnant, wo haben Sie Ihren Kompaß?"
Der Leutnant erbleichte. Er hatte keinen.
„Herr General, ich dachte . . . bei dem klaren Wetter . . . die Sonne stets sichtbar . . ."
„So", höhnte der Herr General, „die Sonne! Mensch, an der Sonne können Sie höchstens erkennen, wo Süden ist — aber niemals, wo Norden ist."



KREUZWORTRÄTSEL

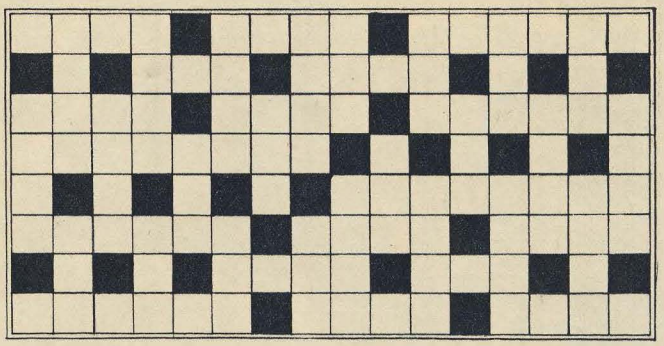
Waagerecht: 1. Manöver der Sowjetarmee 1967, 4. Stadt in der ČSSR, 8. Hochgebirge in Mittelasien, 12. Stromumformer (Kurzwort), 15. Staat in Vorderasien, 16. Dämpfungsmaß in der Elektrotechnik, 17. Nebenfluß des Rheins, 18. kegelförmiger Zapfen, 19. Teigware, 20. südfranz. Stadt, 21. Schultertuch, 23. Abschnitt bei der Fließbandarbeit, 24. Zunftorganisation des Handwerks, 25. Zustand, Bestand, 26. Nährmutter, 29. Fluß in Polen, 30. Singstimme, 32. mohammed. Richter, 34. Tropenwind, 37. röm. Göttin, 40. Muse der Geschichte, 42. Marderart, 44. Rennbeginn, 46. Richtschnur, 49. Erfinder der Schiffsschraube, 51. Fluß in der ČSSR, 52. Verschluß, 54. dän. Insel, 55. sowj. Filmregisseur, 56. Kurort im Harz, 57. Schwimmart, 58. Rednertisch, 59. deutscher Physiker und Astronom, 61. hervorrag. Militärtheoretiker der deutschen Arbeiterbewegung, 64. Wintersportgerät, 66. Nordkap auf Rügen, 69. Teil des Beines, 72. Goldmedaillengewinnerin in Squaw Valley, 74. Stadt in Belgien (franz.), 76. Gewürz, 77. Himmelsrichtung, 80. Dichter der Nationalhymne der DDR, 81. Strom in Sibirien, 83. griech. Buchstabe, 85. Hauptstadt der Baschkir. ASSR, 87. männlicher Vorname, 90. Stadt in Nordrhein-Westfalen, 93. Auslese, 94. Einheit bei den Luftstreitkräften, 96. Koksart, 97. berühmter finn. Läufer, 98. Raubkatze, 99. deutscher Dichter der Befreiungskriege, 100. Backmasse, 101. Wasserstandsmesser, 102. militär. Führungsstelle, 103. Fixstern, 104. span. Anrede, 105. Altersversorgung, 106. Metall.

Senkrecht: 1. Armeesportvereinigung in der ČSSR, 2. Komponist der Oper „Dantons Tod", 3. Teil des Fußes, 4. sowj. Panzersoldat, 5. Betonungszeichen, 6. See in der Sowjetunion, 7. Schiffsgeländer, 8. Gegenstück, Ergänzung, 9. Uranusmond, 10. span. Mädchenname, 11. feines Liniennetz, 12. Versuch, 13. Kurort in der Schweiz, 14. kurzhalsige Giraffe, 22. Vogel des trop. Amerikas, 27. Hafenmauer, 28. erzähl. Versdichtung, 29. forstwirtsch. Raummaß, 31. längster Fluß Zentralasiens, 33. Tongeschlecht, 35. Einzelvortrag, 36. Elementarteilchen, 38. weibl. Vorname, 39. feierl. Gedicht, 40. poln. Wojewodschaft, 41. Insel im Europ. Nordmeer, 43. Stadt auf Sizilien, 44. fortschr. franz. Schriftsteller, 45. span. Kriegsflotte im MA., 47. Staat der USA, 48. ind. Hafenstadt, 50. Laubbaum, 53. Stadt in Niedersachsen, 58. Wagendecke, 59. dickfleischige Pflanze, 60. südwestengl. Stadt, 62. Stadt in Jugoslawien, 63. Lebensbund, 65. Mittelmeerinsel, 67. Viereck, 68. Metallstift, 70. Stadt im Bez. Karl-Marx-Stadt, 71. Präsident des DTSB, 73. Ehrengasse, 75. Einkerbung, 78. Ballspiel, 79. Fischereifahrzeug, 81. Hafenstadt Nigerias, 82. Stadt im Bez. Potsdam, 84. Zeitmaß, 86. Werkzeug, 88. nordafrik. Hauptstadt, 89. Stadt in der Schweiz an der Aare, 91. franz.: Kopf, 92. Sinnesorgan, 94. Stadtteil der ungar. Hauptstadt, 95. Vogel.

MAGISCHES QUADRAT

Waagerecht und senkrecht die gleichen Begriffe: 1. Hauptstadt von Senegal, 2. weibl. Vorname, 3. gegor. Milchgetränk, 4. Abwesenheitsnachweis, 5. Ostseebad.

1	2	3	4	5
2				
3				
4				
5				



KREUZWORTRÄTSEL ZUM SELBSTBAUEN

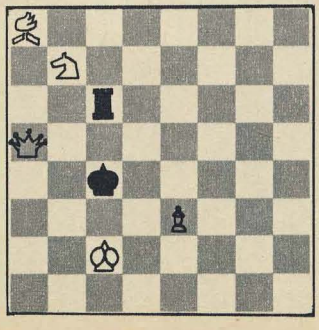
Folgende Wörter sind in die Figur einzutragen:
Ade – Ara – Ata – Ems – Goa – Hus – Leu – Nil – Mut – Pol – Rom – Rot – Tip – Tor
Amur – Atom – Code – Egel – Emil – Erde – Herz – Irak – Kemi – Leim – Mehl – Mole – Oran – Reis – Rila – Riom – Tell – Terz – Tete – Trud – Ural – Uhse – Engels – Kamera – Samara – Satut
Computer – Elektron.

SILBENRÄTSEL

Aus den Silben bar – ber – e – ent – ef – fek – gand – gen – i – le – lek – leut – lo – mon – nant – o – ri – rönt – ru – sa – satz – sex – stol – tant – ten – tron – wie sind zehn Wörter zu bilden.
Bei richtiger Lösung ergeben die Anfangsbuchstaben, von oben nach unten gelesen, den Namen der student. Widerstandsorganisation, der die Geschwister Scholl angehörten.
1. Schwimmer des ASK Rostock, 2. sowj. wiss.-kosm. Raumstation, 3. span. Arbeiterführerin, 4. deutscher Schriftsteller, 5. Winkelmeßgerät, 6. Kennzeichen der Dienstgrade und Waffengattungen, 7. deutscher Physiker, 1. Nobelpreis für Physik, 8. Dienstgrad, 9. hervorrag. ASK-Speerwerfer, 10. Kampfhandlungen zur Befreiung eingekreister Truppen.

SCHACH

Matt in vier Zügen (W. Maßmann).

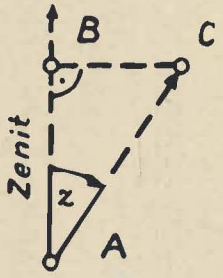


ZUM RECHNEN

Ein Beobachter vernimmt den Schall eines Düsenjägers senkrecht über sich, während er das Flugzeug in diesem Augenblick unter einer Zenitdistanz von z = 44°20′ anvisiert hat.

Wie groß ist die Geschwindigkeit v des Düsenjägers?
Das Ergebnis ist auf volle km/h anzugeben!
(c = 340 m/s)

Skizze:



A = Standort des Beobachters
B = Scheinbarer Ort } des Flug-
C = Wahrer Ort } zeugs

AUFLÖSUNGEN AUS HEFT 8/1968

KREUZWORTRÄTSEL: Waagerecht: 1. Kugelfang, 7. Barrikade, 11. Olive, 12. Alabaster, 15. Sonneberg, 18. SOS, 19. Akrobat, 22. Ida, 23. Agger, 25. Brie, 26. Ente, 28. Insel, 31. Tell, 32. Omsk, 33. Rilla, 35. Spalt, 38. Turin, 40. Aula, 41. Helm, 43. Poller, 44. Rolle, 45. Anilin, 46. Asti, 48. Main, 50. Limes, 53. Narwa, 56. Kader, 58. Tang, 60. Bake, 61. Sasse, 64. Aloe, 66. Ikon, 68. Farad, 71. Kid, 73. Arsenal, 75. Lid, 76. Uljanowsk, 78. Pasaremos, 79. Amado, 80. Dekameron, 81. Karavelle. – **Senkrecht:** 2. Uhlig, 3. Erbse, 4. Fass, 5. Gorki, 6. Silo, 7. Besan, 8. Reni, 9. Kuban, 10. Darre, 13. Aorta, 14. Earl, 16. Otto, 17. Edikt, 20. Reep, 21. Beil, 23. Akropolis, 24. Gel, 25. Blau, 27. Emil, 29. Sir, 30. Leningrad, 34. Lilie, 35. Sarin, 36. Adler, 37. Thema, 39. Unita, 40. Ara, 42. Man, 47. Sana, 49. Iran, 51. Mus, 52. Stein, 54. Ales, 55. Wein, 56. Kefir, 57. Dur, 59. Glas, 60. Bola, 62. Allee, 63. Skala, 65. Orkan, 67. Kapok, 69. Adele, 70. Atoll, 72. Dose, 74. Etat, 75. Lava.

MAGISCHES QUADRAT: 1. Lagos, 2. Aware, 3. Galan, 4. Orava, 5. Senat.

KREUZWORTRÄTSEL ZUM SELBSTBAUEN: Waagerecht: Turek, Titow, Ursamat, Bake, Kant, Arsenal, Luna, Enns, Engadin, Sense, Geher. – **Senkrecht:** Taube, Eire, Irak, Watte, Ukraine, Aberta, Tallinn, Glass, Aster, Anis, Eibe.

ZUM RECHNEN:

s = Wurfweite
v_0 = Anfangsgeschwindigkeit

$$s = \frac{v_0^2}{g} \cdot \sin 2\alpha$$

$$v_0^2 = \frac{s \cdot g}{\sin 2\alpha}$$

$$v_0^2 = 373{,}48 \frac{m^2}{s^2}$$

$$v_0 \approx 19{,}3 \frac{m}{s}$$

SILBENRÄTSEL: 1. Richtkreis, 2. Ardenne, 3. Köbis, 4. Elbrus, 5. Trompete, 6. Expander, 7. Nordkap, 8. Turbine, 9. Ostankino, 10. Ringen, 11. Pistole, 12. Erfurt, 13. Diopter, 14. Ortung. – Raketentorpedo.

SILBENKREUZGITTER: Waagerecht: Bamako (9), Isere (5), Jerewan (16), Longe (12), Dover (13), Freitag (4), Taube (6), Liter (7), Ranke (10), Makaraw (11), Legende (22), Dynamik (24). – **Senkrecht:** Bataillon (3), Koje (21), Iwan (19), Revolver (2), Rebus (23), Gefreiter (1), Doberan (17), Libelle (14), Halka (8), Kerala (18), Made (15), Rowdy (20).

SCHACH: 1. Dd4!

Kabelbruch am km

Über die Arbeit eines Fernsprechtrupps berichtet Major Ernst Gebauer

Als der griechische Läufer Diomedon 490 v. u. Ztr. die Nachricht vom Sieg der Griechen über die Perser nach Athen brachte, konnte er sich nur auf seine Beine verlassen. Mehrere Epochen trennen uns von dem Griechen. Inzwischen wurden moderne Nachrichtenmittel erfunden. Die Funktechnik ist heute für die militärische Führung unentbehrlich. Doch sie hat, wie alles Moderne, ihre schwache Seite: Der Gegner kann sie abhören. Das ist besonders dann nachteilig, wenn der Gegner dadurch vorzeitig die eigenen Absichten erfährt. In diesen Fällen greift man wieder auf altbewährte Methoden zurück und nimmt die Beine zu Hilfe, um Kabel für Telefone zu verlegen.

Als ich dabei das Tun der Genossen des Bautrupps Eiding beobachtete, schien mir ein Vergleich mit dem Griechen nicht so abwegig.

Die „Marathonläufer", von denen hier die Rede sein soll, hatten keine 42,195 Kilometer zurückzulegen, sondern nur drei. Aber auf dieser Distanz waren, den Umständen eines realen Gefechtseinsatzes entsprechend, Hindernisse zu überwinden, die hohen körperlichen Einsatz von den Genossen forderten. Trotzdem erreichten sie ihr Ziel noch neun Minuten vor der für die Note Eins festgelegten Normzeit. Ein schöner

Erfolg für den Trupp, der alle drei Etappen, Verlegen der Verbindung durch schwieriges Gelände und über ein Wasserhindernis, Beseitigen einer Störung und Abbau der Verbindung, in absoluter Bestzeit absolvierte.

Die erste Etappe ist die schwierigste und wichtigste. Sie entscheidet, ob überhaupt eine Nachricht den Empfänger erreicht.

Unteroffizier Eiding benötigte dafür mit seinem Trupp knapp 60 Minuten. In diesen 60 Minuten wurden sie noch 12 Minuten aufgehalten beim Abbinden (Befestigen) des Kabels, 16 Minuten verbrauchten sie für drei Überwege im Tiefbau, 10 Minuten benötigten sie für das Verlegen über das 80 Meter breite Wasserhindernis und 5,5 Minuten kostete sie ein Hochbau über eine Fernverkehrsstraße.

Bei all diesen Arbeiten konnten sie nur wenige Meter zurücklegen. Für die restlichen knapp 3000 m Weg blieben den Genossen also nur noch 16,5 Minuten. Der Bautrupp lief diese Strecke in voller Ausrüstung, schleppte dabei ein Kabel von 18,5 kg Gewicht mit.

Die Leistung des Trupps wird deutlich beim Vergleich mit der Normzeit für den 3000-m-Lauf, die im dritten Dienstjahr 11,5 Minuten für die Note Eins beträgt.

Genug der Fakten. Wo liegen die Ursachen, die den Trupp zu dieser Leistung befähigten? Sicher trifft nicht zu, daß nur Angehörige der Nachrichtenkompanie Bestleistungen vollbringen können. Auch die vier Akteure verneinen diese Version. Gewiß, ihre Kompanie ist seit zwei Jahren ständig die beste des Truppenteils. Wohl geben sie zu, daß ihnen die Ehre der Kompanie etwas bedeutet. Doch damit allein wären sie nicht zum Erfolg gelangt.

Schauen wir einige Monate zurück. Der Trupp Eiding stand im sozialistischen Wettbewerb zwar nicht an erster Stelle, belegte aber immer vordere Plätze. Alles war in Ordnung. Es gab jedoch keine wesentliche Steigerung. Warum? Sie waren nicht faul. Sie liefen schneller als andere. Beim Training einzelner Handgriffe erreichten sie ausgezeichnete Zeiten. Doch der Effekt blieb aus.

Oberleutnant Macewitsch, der Zugführer, schätzte Unteroffizier Eiding als guten Fachmann und willensstarken Genossen. Aber an einem bestimmten Punkt schlug sein gesunder Ehrgeiz immer wieder ins Gegenteil um.

Unteroffizier Eiding beherrschte alle Arbeiten, die beim Verlegen einer Leitung nötig waren. Trotzdem ließ er sich von der Zeit drängen. Eiding ist kräftig und ausdauernd. Wenn er lief, hielt so leicht keiner mit. Wenn sein Trupp baute, dann stand er nicht tatenlos dabei. So wartete er nie, bis sein Abbindemann das Kabel befestigt hatte, sondern lief weiter. Schnell stand die Verbindung, aber sie war selten stabil, oft störanfällig. Dazu war der Trupp auseinandergerissen, weil einmal der Abbindemann noch unterwegs war und bereits ein anderer Genosse des Trupps auf dem Weg zur Störungssuche.

Ungeduldig reagierte Unteroffizier Eiding auf die Mahnungen seines Zugführers. Wieder brachte er die Zeit ins Gespräch, warf die Meinung seines Vaters in den Disput, der auch Soldat war, daß verlorene Zeit im Gefecht nicht aufzuholen ist. Oberleutnant Macewitsch verwies auf Qualität in der Arbeit, die in kürzester Frist erreicht werden muß. Er erinnerte daran, er ist in keiner Weise nachtragend, daß ein Bautrupp der Kompanie schon im dichten Schneetreiben eine eben verlegte, aber nicht zusammengekoppelte Leitung gesucht hätte. Es war sicherlich nicht das entscheidende Argument, wenn auch der Winter nahte, als es ausgesprochen wurde.

Im ersten Monat des Ausbildungsjahres baute der Trupp „theoretisch“ im Unterrichtsraum, aber gemeinsam. Alle Handgriffe wurden sinnvoll

aufgeteilt, immer wieder trainiert, die Zeiten gestoppt und nach Methoden gesucht, schon hierbei Zeit zu sparen.

Dann ging es in die Praxis. Der Trupp löste die Realaufgabe 2 in einer Bestzeit. Die Theorie bestätigte sich. Die Geschlossenheit in der Handlung des Trupps war erreicht. War sie die Ursache des Erfolges? Sicher, denn präzise Organisation ist eine Grundlage erfolgreicher gemeinsamer Arbeit.

Aber nur die Organisation? Noch etwas war in den vergangenen Monaten geschehen. Einen der wichtigsten Männer des Trupps, den Verlegemann Zeisig, befiel eine „Formkrise", wie es Unteroffizier Eiding sportlich ausdrückt. Ob dem Elektromonteur, der im Beruf in der Regel mit 15 000 Volt umging, die 6 Volt Spannung, die er hier als Soldat zu beherrschen hat, zu wenig waren? Er weiß es heute selbst nicht. Wie vielen anderen, war ihm die Umstellung auf das Soldatsein nicht leicht gefallen. So konnte er auch dann nicht seinen Mund halten, wenn er nicht gefragt war. Obwohl er die Befehle ausführte, diskutierte er über sie und erzeugte damit Unruhe im Trupp. Eiding hatte seine liebe Not mit ihm und war gezwungen, ihn zur Strafe zweimal außer der Reihe arbeiten zu lassen.

Nun kann man sich den Konflikt des Unteroffiziers vorstellen, als er eines Morgens mit der Führung des Zuges beauftragt wurde und den Trupp seinem Stellvertreter Soldat Zeisig übergeben mußte. Zu allem Unheil stand noch die nachrichtentechnische Kontrolle bevor.
Genosse Eiding tröstete sich. Er blieb im Zug, konnte Schlimmstes verhüten. Doch dann gab es gar nichts, wovor er seinen Trupp hätte behüten müssen. Der Trupp Eiding/Zeisig erfüllte seine Aufgaben wie sonst auch. Die Überprüfung der Nachrichtengeräte erbrachte die Note „Gut". Es fehlte nichts. Bis auf die Bemerkungen, die sich Zeisig sparte. Wie sollte er auch über seine eigenen Befehle diskutieren. Er hatte sie aus bestimmten Gründen gegeben...
So lernten in diesen Tagen beide: Der Unteroffizier erkannte, daß der Soldat seine Verantwortung kennen und spüren muß, wenn er zu hohen Leistungen bereit sein soll. Der Soldat spürte, daß Befehle zur Lösung bestimmter Aufgaben notwendig sind und deshalb widerspruchslos ausgeführt werden müssen.
Die Erkenntnisse beider Genossen wirkten sich auf den gesamten Trupp aus.
Eingangs fragte ich nach den Ursachen, die dem Erfolg zugrunde liegen. Ich würde den Genossen Unteroffizier Eiding und den Soldaten Zeisig, Seidel und Reichelt Unrecht tun, wollte ich nur diese beiden Vorgänge dazu zählen. Wesentlich bestimmt die Persönlichkeit des Unteroffiziers den Weg des Trupps. Gewiß gehören dazu auch die gute Kameradschaft und das regelmäßige Truppgespräch, wo eines jeden Meinung gleichviel gilt. Und vor allem zählt ihr Wille, jede Aufgabe, und ist sie noch so schwer, mit maximalen Ergebnissen zu lösen.
Ich glaube, der Vergleich mit dem alten Griechen Diomedon ist nicht abwegig. So wie er, setzen die Angehörigen des Bautrupps ihre ganze Person ein, um ihren militärischen Auftrag zu erfüllen.

ARMEE Rundschau

HEFT 9
SEPTEMBER 1968
PREIS 1 MARK

4 Postsack
7 Oberst Richter antwortet
9 Der Vermißte
13 Spartakus für Volksrevolution
17 „Zolnierz Polski" zu Gast in der „Armee-Rundschau"
24 Die aktuelle Umfrage
29 Im Herzen des Schiffes
32 „Verbr.-Gruppe: KPD"
36 Soldaten schreiben für Soldaten
40 Granaten-„Spucker"
44 DDR – unser Vaterland
46 Militärtechnische Umschau
48 Die Parade geht weiter
50 Der große Wachaufzug
54 Gefahr zwischen den Sternen?
56 Der Nußknacker
63 Der Coup wird um Mitternacht gelandet
71 Im Banne der Silberkanne
57 „. . . wird mit Familie erschossen!"
84 Anekdoten
89 Kabelbruch am km 5,9

„Armee-Rundschau", Magazin des Soldaten · Chefredakteur: Major Hansjürgen Usczeck · Anschrift der Redaktion: 1055 Berlin, Postschließfach 7986, Telefon: 53 07 61 · Auslandskorrespondenten: Oberst Alexander Federowitsch Malkow, Moskau; Oberst Nikolai Petrowitsch Karolkow, Moskau; Major Jiří Blecha, Prag; Oberstleutnant Janusz Szymański, Warschau; Oberst Jossif Schaulov, Sofia; Oberstleutnant Lasar Georgiev, Sofia; Hauptmann Rudolf Kutas, Budapest; Oberstleutnant Ion Nichifor, Bukarest · Liz.-Nr. 1513 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR · Herausgeber: Deutscher Militärverlag, 1055 Berlin, Postschließfach 6943 · Erscheint monatlich · Bestellungen bei der Deutschen Post · Bezug im nichtsozialistischen Ausland (einschließlich Westdeutschland und Westberlin) über den internationalen Zeitschriftenhandel, den Deutschen Buch-Export und -Import GmbH, DDR, 701 Leipzig, Leninstr. 16, oder den Verlag. Bezug im sozialistischen Ausland nur über den zuständigen Postzeitungsvertrieb · Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Redaktion · Für unverlangt eingesandte Unterlagen keine Gewähr · Alleinige Anzeigenannahme: DEWAG WERBUNG BERLIN, 102 Berlin, Rosenthaler Straße 28–31, und alle DEWAG-Betriebe und Zweigstellen in den Bezirken der DDR · Zur Zeit gültige Anzeigenpreisliste Nr. 4 · Gesamtherstellung: VEB INTERDRUCK III/18/97 · Gestaltung: Horst Scheffler.

Die Redaktion wurde am 1. 11. 1966 mit der „Verdienstmedaille der Nationalen Volksarmee" in Gold ausgezeichnet.

Redaktionsschluß dieses Heftes: 8. Juli 1968

Fotos: Gebauer (25) Titel, S. 39, 40, 41, 48, 49, 50, 51, 52, 53, 61/62, 88, 89, 90, 91, 92, 93; Uhlenhut (2) S. 3, 53; Barkowsky (1) S. 8; Archiv IML (1) S. 14; Szymański (1) S. 16; Privat (3) S. 17, 33; Gamski (4) S. 18, 19, 21; Frankowski (1) S. 20; Klöppel (1) S. 22/23; Flohr (2) S. 28/29, 31; Sindermann (1) S. 30; Zentralbild (5) S. 34, 58, 72; MBD Hoepner (1) S. 41; Archiv (7) S. 42, 43, 46, 47, 80; Michailow (1) S. 44; MBD/Fröbus (2) S. 48, 81; Heimatmuseum Lugau (2) S. 57; Holank (1) S. 59; Progreß (1) S. 68; Rowell (2) S. 69, 71; Berndt (1) S. 70; Kronfeld (2) S. 73, 74; Schlage (1) S. 74; Novotný (1) S. 81; MBD/Walzel (1) S. 81; DEFA Blümel (1) Rücktitel.

Regina Beyer, die man getrost zum hoffnungsvollsten DEFA-Nachwuchs zählen darf, ist sich darüber im klaren: Mit knapp 21 Jahren ist man noch keine „fertige" Schauspielerin, auch wenn man bereits mehrere kleine und größere Rollen im Film spielen durfte.

Sie studiert jetzt bereits im 4. Jahr an der Filmhochschule und wird in knapp einem Jahr das Diplom erwerben. Dieser Weg lag vor fünf Jahren durchaus nicht fest. Damals wollte sie nach dem Abitur noch Filmkopierfacharbeiterin werden, einen Zeichenzirkel besuchen, um so die Voraussetzungen zu schaffen für den späteren Besuch der Kunsthochschule in Berlin-Weißensee. Denn Reginas Berufswunsch hieß Grafikerin.

Eines Tages jedoch geriet das ausdrucksstarke Gesicht der damals 17jährigen in den Blick-

STAR-Palette

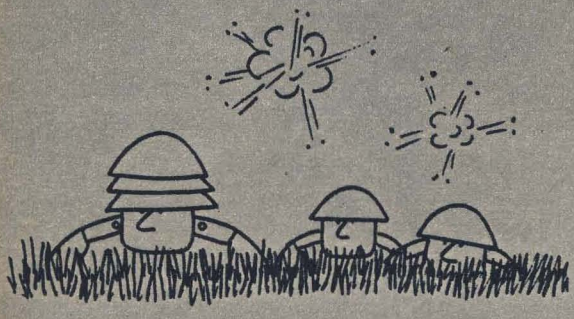
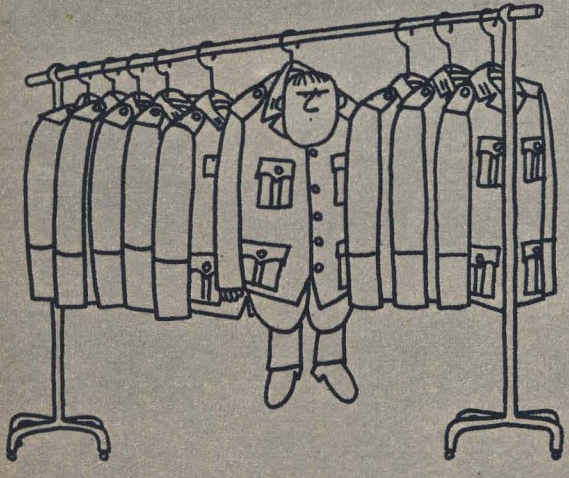
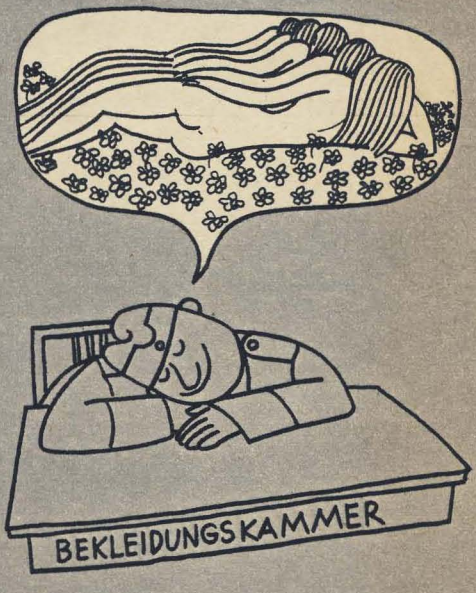
winkel der Babelsberger Talenteaufspürer: Ein Berliner Fotograf hatte das Mädchen als optischen Blickfang für die Bildreportage „Jungfernfahrt eines Schiffes" im Bild festgehalten. Und danach verpflichtete sie Rolf Losansky für seinen Kurzfilm „Motorradhelden". Regina zeigte Talent und folgte dem Rat filmerfahrener Kollegen, es nicht verkümmern zu lassen, sondern ein Schauspielstudium aufzunehmen.

Hat sie den Wechsel bereut? Keineswegs. Zeichnen ist ihr Hobby geblieben, das Studium und der damit verbundene Beruf füllen sie aus. Und auch wir Kinobesucher werden bald feststellen können, daß absolut kein Grund zum Bereuen vorliegt.

Als verführerische Duchessa von Guastala debütiert sie noch in diesem Jahr im 70-mm-Farbfilm-Spektakulum „Hauptmann Florian von der Mühle".

Kurz danach folgt das Mädchen Hilde in dem Kinderkriminalfilm „Käuzchenkuhle". Und schließlich wird sie als Fallschirmspringerin Gitta in „Im Himmel ist doch Jahrmarkt" ein Zeugnis ihrer Begabung, ihres Fleißes und künstlerischen Reifens ablegen.

U. Hafemann

Der Kleiderkammerad

vorgestellt von Paul Klimpke